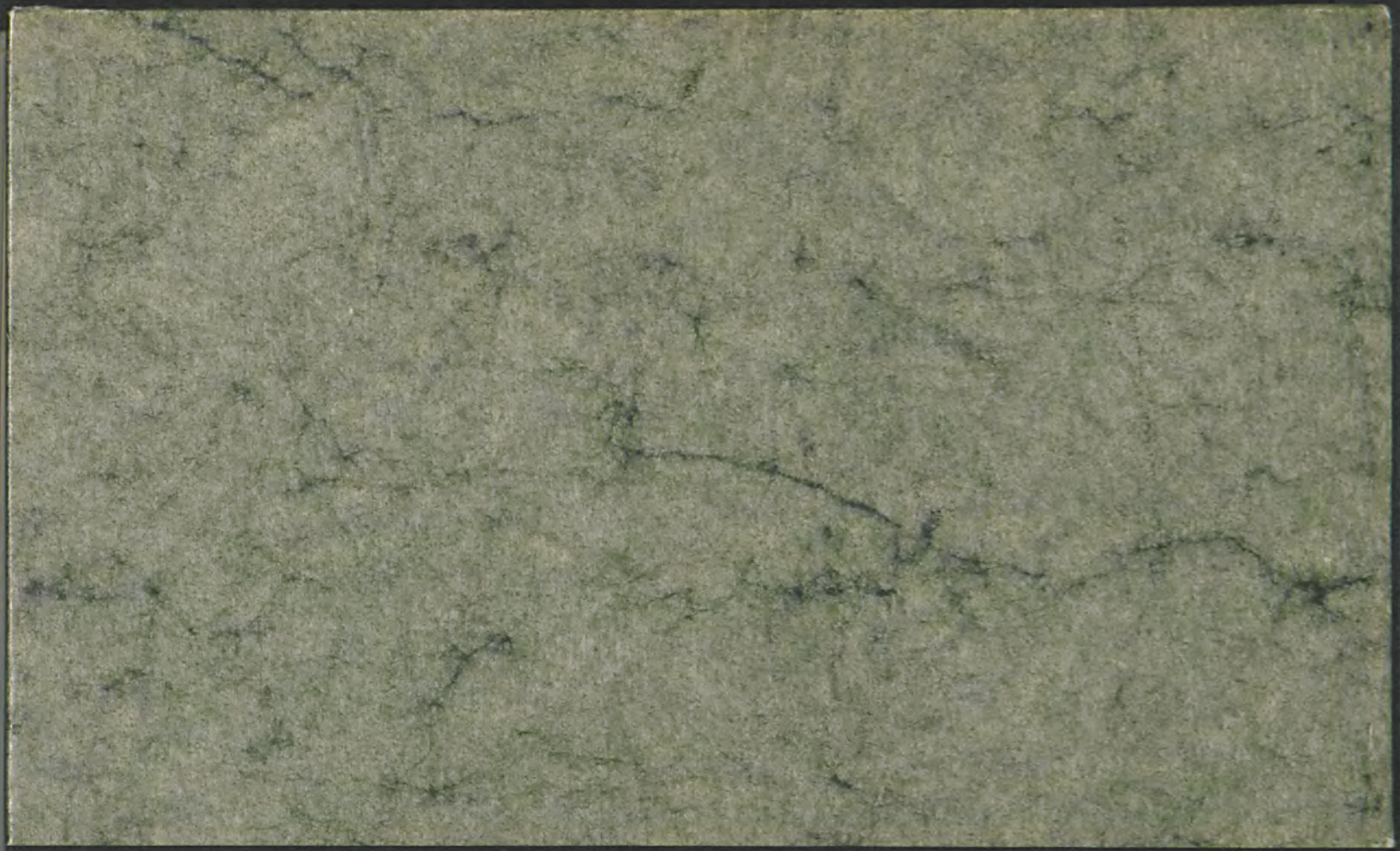


C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
Patch Reference numbers on UTT
Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No.
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
the scale towards document

Id-
1
4

Kal

CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEM. CHRISTIANEER

8. JAHRGANG - HEFT 1 - JUNI 1952

INHALT.

In memoriam . . . . . Seite 3
Aus dem Leben der Schule . . . . . „ 5
Abschiedsworte des Abiturienten der 13s Gerd Moritz . . . . . „ 7
Horaz: Vergänglichkeit . . . . . „ 8
Ein Roman aus dem antiken Syrakus . . . . . „ 12
Augusta Raurica . . . . . „ 13
Das Bearbeiten mathematischer Aufgaben und sein Wert . . . . „ 16
Palaestra . . . . . „ 19
Leibeserziehung und Bewegungsschulung . . . . . „ 20
Schulhumor . . . . . „ 21
Verein der Freunde des Christianeums Jahresbericht 1951/52 . . . „ 21
Familien-Nachrichten . . . . . „ 22
Vereinigung ehemaliger Christianeer . . . . . „ 23
Die Versammlung der V. e. C. am 16. April 1952
Buchhinweis
Mitgliedsbeiträge
Verein der Freunde: Geschäftliches . . . . . „ 24
Hinweis auf Barkassenfahrt

Barkassenfahrt

nach Glückstadt am Sonnabend, dem 5. Juli 1952.

Alle ehemaligen Christianeer sowie ehemaligen und jetzigen Lehrer des Christianeums nebst ihren Damen, Verwandten, Freunden und Bekannten sind herzlich eingeladen.

Abfahrt um 14.30 Uhr von den St. Pauli-Landungsbrücken (Brücke 7/8) mit einem Schiff der Blankenese-Este-Linie (Mozart oder Lortzing). Zusteigemöglichkeit in Teufelsbrück 14.45 Uhr, ab Blankenese 15 Uhr. Musik an Bord. Rückkehr gegen 23.30 Uhr. Großes Verdeck und Kajüte bieten Schutz bei ungünstiger Witterung.

Es erwartet Sie Ihre
Vereinigung ehemaliger Christianeer

Das *Pinnebergfest* soll
in diesem Jahre Anfang September wiederum stattfinden.

IN MEMORIAM

Am 13. Dezember 1951 wurde Studienrat Gerhard Hartke durch einen plötzlichen Tod aus unserer Mitte gerissen. Der Direktor gedachte seiner in einer Ansprache vor der Schulgemeinde:

„Es ist noch kein Jahr vergangen, seit wir uns hier versammelten, um unseres Oberschulrats Heinz Schröder zu gedenken, dessen rastlosem Schaffen der Tod so plötzlich ein jähes Ziel setzte.

Am Donnerstag traf uns die erschütternde Nachricht, daß der Tod wieder einen der Unsrigen aus vollem Schaffen heraus, diesmal unmittelbar von der Schule hinweg, wo er am Tage zuvor noch arbeitsfreudig gewirkt und frohgemut im Kollegenkreis geplaudert hatte, dahingerafft hat — eine erschütternde Mahnung für uns zu bedenken, wie nichtig das menschliche Leben ist und wie nahe wir selber vielleicht auch schon dem Ende sind.

Der Entschlafene war ein hervorragender Lehrer und Jugenderzieher, der von hohem Idealismus beseelt mit seltener Hingabe und Treue seinem Amt, zu dem er sich berufen fühlte, in unermüdlicher Arbeit ergeben war.

Gerhard Hartke wurde am 29. Juli 1887 in Berge bei Quadenbrück als westfälischer Bauernsohn geboren, besuchte zunächst die Schule in Quadenbrück, darauf das Realgymnasium auf der Lötterstraße in Osnabrück und studierte dann in Straßburg, Göttingen und Bonn Naturwissenschaften. Von dem reichen Schatz naturwissenschaftlicher Erkenntnisse, die er sich in gründlichem Studium erwarb, hat er dann ungezählten Generationen gegeben, indem er nicht bloß als anregender Lehrer, sondern auch als begeisternder Erzieher wirkte, der seinen Schülern und Schülerinnen besonders in seinem Lieblingsfach Biologie den Blick für das Leben weitete. Dankbar haben das immer wieder seine alten Schüler anerkannt, die mit großer Verehrung an ihm hingen — für mich besonders eindrucksvoll seine alten Schülerinnen, die zu mir in die Sprechstunde kamen, um sich als Mütter nach ihren Söhnen zu erkundigen und dann nach ihrem alten Biologielehrer fragten und mit ihm alte liebe Erinnerungen austauschen wollten.

Aus dem 1. Weltkrieg, den er als Offizier mitmachte, glücklich heimgekehrt, hat der Verstorbene an drei Schulen gewirkt, von 1920 bis 1927 am hiesigen Bertha-Lyzeum, von 1927 bis 1943 am Oberlyzeum in Altona, Allee, und von 1943 an am Christianeum. An allen drei Schulen hat er über seinen eigentlichen Unterricht hinaus sich stets für die Belange der Schule mit seiner gan-

zen Kraft eingesetzt: für das Bertha-Lyzeum hat er damals einen Schulgarten geschaffen, für Altonaer Schulen einen solchen im Volkspark angelegt; in der Oberschule an der Allee hat er die physikalische Sammlung bedeutend ausgebaut und am Aufbau und der Organisation des Schullandheimes in Harzburg entscheidend mitgewirkt.
Sein Schaffen am Christianeum neben seiner eigentlichen Unterrichtstätigkeit als Organisator des Luftschutzes während des Krieges, als Sammlungsleiter in der Biologie, als Gestalter des Stundenplanes, als Hausverwalter des Christianeums ist den meisten in unmittelbarer Erinnerung.
Gewiß befähigten ihn zu diesen vielseitigen und wichtigen Aufgaben im Leben einer Schule im besonderen ein praktischer Sinn, ein weiter Blick und ein vorzügliches Organisationstalent; aber wenn ich über sein Leben und Schaffen ein Wort setzen soll, das den Menschen und sein Werk kennzeichnet, dann ist es das Wort „Arbeit", und zwar Arbeit nicht für sich, sondern für andere, selbstlose Arbeit.
Ein Bedürfnis zu helfen und eine seltene Güte kennzeichneten diesen Mann mit einem warmen Herzen, das wohl in einer rauhen Schale schlug, wie es dem, der ihn nicht näher kannte, scheinen mochte, wenn er ihn bisweilen vielleicht in etwas polterndem Ton mit unbestechlicher Aufrichtigkeit seine nicht immer bequeme Meinung sagen hörte. Gerne gab er aus seiner reichen Lebenserfahrung Jüngeren als Mensch, ohne jede Überheblichkeit des Alters, am liebsten im humorvollen Plauderton. Dabei besaß er Herzenstakt. Er kannte die Stärken und Schwächen seiner Mitmenschen und zeigte stets Verständnis für ihre Anliegen. Ich sehe immer seine Freude und das helle Leuchten seiner Augen, wenn er — oft unter unendlicher Mühe — wieder einem von uns hatte helfen können.
Zwei Leistungen sichern ihm am Christianeum ein besonders dankbares Gedenken. Er war der einfallsreiche Gestalter des Stundenplans, gleich groß in der Kunst zu improvisieren wie sorgfältig zu planen.
Unverdrossen ging er immer wieder — wenn es not tat, auch in aufreibender Nachtarbeit — heran, selbst wenn es galt den 3. oder 4. Stundenplan herzustellen oder die in unserm großen Schulorganismus nie abreißenden Vertretungen zu regeln.
Und das andere, was ihm unvergessen bleibt, ist seine selbstlose, im geringsten getreue Tätigkeit als Hausverwalter.
Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie viele organisatorische Kleinigkeiten mit der Verwaltung eines so großen Gebäudes, in dem drei Schulen im Wechsel von morgens bis abends untergebracht sind, zusammenhängen. Jede zerstörte Fensterscheibe, jeder zerbrochene Stuhl, überhaupt jede Beschädigung des Schulmobiliars warteten auf seine helfende Hand.
Ich glaube, wenn Ihr darüber etwas nachdächtet, würdet Ihr schon aus Pietät vor dem stillen und entsagungsvollen Wirken eines solchen Mannes mit etwas mehr Achtung und Verständnis den Forderungen der Schule auch in dieser Hinsicht begegnen.
Daran, daß die Schule seit den Tagen des Zusammenbruchs im Äußeren allmählich wieder Form bekommen hat, fällt unserem lieben Herrn Hartke ein wesentlicher Anteil zu.
Der Wunsch des Verstorbenen war es, nach seiner Pensionierung in seine westfälische Heimat zurückzukehren, um dort in enger Verbundenheit mit der Natur, die er über alles liebte, seinen Lebensabend zu verbringen. Es ist anders gekommen.
Was sterblich ist an unserm lieben Entschlafenen, werden wir am Montag auf dem Friedhof in Altona in die Erde betten, in unmittelbarer Nähe seines Gartens, in dem er so gerne Entspannung und Erholung suchte, bei seinen Blumen, die er besonders liebte.
Die acht Jahre, die er an unserer Schule wirkte, genügen, um Gerhard Hartke in der Geschichte des Christianeums ein dauerndes Gedenken zu sichern. Wir danken ihm für alles, was er uns gegeben hat, und werden ihn nicht vergessen. Seine selbstlose Hingabe, seine unermüdliche Arbeit und seine treue Pflichterfüllung sollen uns Vorbild und Verpflichtung sein."

AUS DEM LEBEN DER SCHULE

Vom 7. bis 11. Februar 1952 fand die mündliche Reifeprüfung statt, an den ersten drei Tagen unter dem Vorsitz von Oberschulrat Wegner, am letzten Tag unter der Leitung des Direktors. Sämtliche 53 Prüflinge bestanden die Prüflinge:

	Erwählter Beruf
Bahlow, Henning	Theologe
Beimfohr, Jörn	Musiker
Behrmann, Uwe	Architekt
Berndt, Jürgen	Biochemiker
Borkmann, Hans	Kaufmann
Brechmann, Raymund	Pharmazeut
Breymann, Dieter	Arzt
Brinkmann, Jochen	Architekt
Bruhn, Rolf	Versicherungskaufmann
Dierks, Klaus	Beamter
Ehlers, Hans-Uwe	Wirtschaftsprüfer
Elsky, Gert	Jurist
Gillen, Harald	Redakteur
Gripp, Wolfgang	Diplomat
Groß, Dietrich	Architekt
Haeckel, Bernd	Architekt
Hansen, Jens	Schriftsetzer
Heinemann, Jost	Jurist
Höck, Carl-Heinrich	Schiffsbauingenieur
Jens, Jürgen	Kaufmann
Junghans, Heinz-Eberhard	Ingenieur
Krauß, Jürgen	Kaufmann
Kreysel, Hans-Wilhelm	Arzt
Kruse, Heinrich-Wilhelm	Jurist
Lahrmann, Jens-Otto	Zahnarzt
Lichtenberg, Detlef	Wirtschaftsjurist
Liebich, Dieter	Wirtschaftsprüfer
Lutteroth, Ascan-Hermann	Kaufmann
Meisel, Walter	Chemiker
von Meyer, Claas	Dipl.-Ingenieur
Meyran, Hans-Richard	Arzt
Moritz, Gerd	Jurist
Müller, Wolfgang	Steuerberater
Münx, Edgar	Jurist
Neckels, Peter	Jurist
Nehmert, Norman	Jurist
Pein, Otto	Beamter
Philippi, Peter	Jurist
Remé, Thomas	Diplomat
Rudolph, Dieter	Dipl.-Ingenieur
Sager, Friedrich	Rechtsanwalt
Sattler, Henning	Apotheker
Sautter, Hinrich	Buchhändler
Schaller, Günter	Architekt
Schöck, Raimund	Architekt
Schon, Peter	Kaufmann
Schlumbohm, Hans	Dipl.-Ingenieur
Schreiber, Gert	Bankkaufmann
Schumacher, Klaus	Ingenieur
Seidel, Dieter	Kaufmann
Sikorski, Reinhard	Lehrer
Vorbeck, Hanns-Ulrich	Jurist
Wiese, Horst	Bauingenieur

Die Entlassungsfeier der Abiturienten am 8. März erhielt außer durch die Anwesenheit der Eltern und sonstigen vertrauten Gäste diesmal eine besonders festliche Note durch die erstmalige Teilnahme der Jubiläums-Abiturienten, die vor 30, 40 und 50 Jahren ihre Reifeprüfung am Christianeum bestanden hatten. Mit einem wahren Beifallssturm wurden zwei Veteranen unserer Schule, Herr Pastor i. R. Dr. Schultz aus Kiel und Herr Dr. med. Krey aus Sonderburg, begrüßt, die vor 68 Jahren mit dem Reifezeugnis das Christianeum verlassen hatten und nun als 88jährige erschienen waren, um ihre treue Verbundenheit mit der alten alma mater zu bekunden. In der von musikalischen und deklamatorischen Darbietungen umrahmten Feierstunde sprach nach Abschiedsworten des Primaners Hermann da Fonseca-Wollheim und, nachdem der Abiturient Gerd Moritz in Dankbarkeit seiner alten Schule gedacht hatte, der Direktor, ausgehend von den Gemeinschaftserlebnissen einer Alkestis- und einer Philoktet-Aufführung, über Bedeutung und Bildungsgehalt dieser Werke unter dem Aspekt der heutigen Zeit. Dann entließ er die Abiturienten mit den besten Wünschen für ihre Zukunft und wandte sich zum Schluß an die neu gewählten Präfekten und Aspiranten des nächsten Jahres mit folgenden Worten: „Meine lieben jungen Freunde, was Sie aus Ihrer Berufung machen werden, liegt bei Ihnen. Sie erhalten in ihrem neuen Amt die Möglichkeit, auf einem nicht unwichtigen Gebiet ein Stück praktischer Aufbauarbeit zu leisten. Meine Vorredner ließen erkennen, wie dankbar sie für die Einrichtung der Schülermitverwaltung an unserer Schule sind. Ich möchte keine Vorschußlorbeeren verteilen. Aber wie Sie Ihr Amt zum Wohle der Schulgemeinde führen werden, kann a u c h ein Kriterium Ihrer Reife werden, die Sie im nächsten Jahre beweisen sollen. Ich möchte Ihnen wünschen, daß Ihre Arbeit Ihnen nicht bloß eine übernommene Pflicht sei, sondern daß sie zugleich eine Quelle der Freude und innerer Befriedigung für Sie werden möge."

In der Berichtszeit wandte sich das Christianeum mit einer Reihe von Veranstaltungen an die Öffentlichkeit, um Interesse und Verständnis für seine Erziehungsarbeit zu wecken und zugleich die Zusammenarbeit zwischen Schule und Elternhaus anzuregen und zu vertiefen. Nach einem einleitenden Vortrag des Direktors über die „Bildungsidee des humanistischen Gymnasiums" sprachen Koll. Dr. Onken über „die Naturwissenschaften am Christianeum" und Koll. Flügge über „Intellektualismus als geistige Entwicklungskrankheit, Diagnose und Therapie". Aus dem Kreise der Eltern und Freunde des Christianeums behandelte als erster Redner Herr Universitätsprofessor Dr. Jores vor einer interessierten und dankbaren Hörerschaft das Thema „Wandlungen der modernen Medizin". Einen aufschlußreichen Einblick in den Betrieb der Leibesübungen am Christianeum und in eigene Wege, die hier versucht werden, gab das Bühnenturnen aller Klassen unter der Leitung von Koll. Jacobi in dem bis auf den letzten Platz gefüllten Saal des Hauses der Jugend in Altona. Zum schönen Erfolg trug auch die freundschaftliche Unterstützung durch eine Tanzgruppe der Oberschule für Mädchen Gr.-Flottbek bei. Den Abschluß der Winterarbeit bildete ein Carossa-Abend, den Koll. Dr. Ibel mit einer Oberprima durch Vortrag und Rezitation feinsinnig gestaltete.

Von den sonstigen Gemeinschaftsveranstaltungen verdienen Erwähnung eine würdige Beethoven-Gedenkfeier unter der Leitung von Koll. Dr. Feldmann und die Weihnachtsfeier mit der Aufführung „das Herbergssuchen", für deren gutes Gelingen Koll. Arndt mit seiner jungen Spielschar, in Chor und Orchester wieder Koll. Borm verantwortlich zeichneten. Vor der Oberstufe sprach in einem fesselnden Vortrag mit anschließenden Rezitationen der Dichter Dr. Ludwig Barthel über das Thema „der musische Mensch in unserer Zeit".

Besondere Rührigkeit entfaltete unsere Laienspielgruppe und stattete so dem Verein der Freunde des Christianeums den besten Dank für die gestiftete Schulbühne ab. Die Aufführung von Bernt von Heiseler's Philoktet war eine ausgereifte Leistung, überragend die Darstellung der Hauptrolle durch Klaus von Haffner. Ebenso wie dieses Stück mußte Thornton Wilde's „Eine kleine Stadt" unter der ausgezeichneten Regie von Thomas Remé zweimal vor gut besetztem Hause gespielt werden. In den schönen Erfolg teilten sich hier unsere

Jungen mit Schülerinnen der Luise-Averdiek-Schule. Auch die von den Schülern Günther Spierling und Hans Ulrich Meißner dramatisierte Novelle „Die Glockenboje" fand in zwei Aufführungen starken Beifall. Schließlich lieferten die Kleinen mit dem farbenfreudigen Singspiel „Ali Baba und die 40 Räuber", zu dem sie Kulissen und alles Notwendige in eigener erfindungsreicher Arbeit geschaffen hatten, eine beachtliche Probe jugendlichen Eifers.
Erwähnenswertes aus dem Kollegium: Als Austauschlehrer war im letzten Vierteljahr Mr. Cadman dem Christianeum zugeteilt. Für den verstorbenen Koll. Hartke trat Dr. Knop in das Kollegium ein. Die Kollegen Dr. Schmidt, Dr. Hollmann, Dr. habil. Feldmann und Borm wurden als Beamte in den Hamburgischen Schuldienst übernommen. Schon zu Michaelis hatte uns nach verdienstvollem Wirken Stud.-Ass. Fahr verlassen, um einem ehrenvollen Ruf an das Johanneum zu folgen. Mit dem Ende des Schuljahres schieden von uns nach glücklich bestandenem Assessorexamen Koll. Simon und, um seine Ausbildung an einer anderen Schule zum Abschluß zu bringen, Stud.-Ref. Schröder.

Am letzten Tag der Osterferien ging von der Schulbehörde eine Verfügung ein, nach der die Einrichtung einer neuen 7. Klasse des Oberschulzweiges am Christianeum nicht gestattet wurde. Als dahin zielende Pläne der Schulbehörde im Februar zuerst bekannt wurden, hatten Elternschaft und Lehrerkollegium in Versammlungen, in Eingaben und Abordnungen die Schulbehörde vergeblich gebeten, von diesem Vorhaben abzusehen. Die tief in unsern Schulorganismus eingreifende Maßnahme ist, wie die Schulbehörde erklärt, vor allem aus finanziellen Erwägungen in Anbetracht der großen Schülerzahl des Christianeums und im Hinblick auf die an Schülermangel leidenden benachbarten Oberschulen getroffen worden. Elternschaft und Lehrerkollegium bedauern den angeordneten allmählichen Abbau des Oberschulzweiges des Christianeums, der im nächsten Jahre auf eine 50jährige segensreiche Wirksamkeit zurückblicken kann, auf das lebhafteste.
Um so erfreulicher war die Anmeldung von trotzdem 152 Schülern für vier 7. (g-) Klassen unserer Schule. Wir dürfen darin gewiß einen großen und erfreuenden Beweis des Vertrauens der Elternschaft zu der Erziehungsarbeit des Christianeums erblicken, der uns Lehrern ein weiterer Ansporn zum Einsatz unserer ganzen Kraft für die Erziehung der uns anvertrauten Jugend sein soll.

Lange

ABSCHIEDSWORTE DES ABITURIENTEN GERD MORITZ

Sehr geehrter Herr Direktor, sehr geehrtes Lehrerkollegium!

Auf die Frage: Wofür sind wir unserer Schule Dank schuldig? gibt es eine einfache Antwort: Wir verdanken dem Christianeum, daß wir ein Stück weitergekommen sind auf dem Wege, aufrechte Bürger zu werden.

Eine Polarität soll das Wesen des Bürgers ausmachen, nämlich die Spannung Einzelwesen—Gemeinschaftswesen. Diese beiden Pole und zugleich auch Komponenten sind immer wieder sorglich gepflegt worden, um sie bei jedem von uns ins rechte Verhältnis zu bringen. Lassen Sie mich zuerst in aller Kürze die Pflege schildern, die unserem Persönlichkeitsbewußtsein angediehen ist.

Mein Klassenlehrer sagte einmal, es sei die Hauptaufgabe der Schule, zu erreichen, daß der Schüler von sich aus Fragen stelle, Fragen, deren Beantwortung für die Schule von untergeordneter Bedeutung sei, da doch letzten Endes der Fragende immer selbst die Antwort finden müsse. Ich möchte diesen Satz etwas umwandeln: Die Schule muß erreichen, daß der Schüler sich gefragt fühlt, gefragt von den unzähligen kleinen und großen Problemen, die ihm begegnen. Dieses Ziel haben unsere Lehrer in dankenswerter Weise angestrebt. Fortwährend haben sie versucht, die eigentlich kindlichen Eigenschaften des gebildeten Menschen, wie das Staunen, das Sich-wundern und damit das Sich-gefragt-fühlen in uns, wachzuhalten. Manche unter uns haben in den letzten Jahren gelernt, den immerwährenden Ruf, der der „Antigone" wie dem „Faust", dem Stoizismus wie dem Sozialismus und tausend anderen Erscheinungen innewohnt, zu hören: Du bist gefragt! Dich geht es an! — Es ist nur

eine erfreuliche Konsequenz, daß die freiwillige häusliche Arbeit so hoch gewertet worden ist. Denn fühlt sich etwa derjenige nicht gefragt, der sich in seiner Freizeit mit der Lehre Epikurs, dem Leben Bismarcks, der Radiotechnik oder mit den Formen schöner Bauwerke beschäftigt?

Einen weiteren Beitrag zur Stärkung unseres Persönlichkeitsbewußtseins stellt das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler dar. Wir haben stets die grundsätzliche geistige Gleichberechtigung als Basis der wechselseitigen Beziehungen betrachtet. Nur sehr selten ist uns ein Urteil aufgedrängt worden, abgesehen von verwaltungstechnischen Notwendigkeiten, wenn ich mich einmal so ausdrücken darf. Vielmehr sind unsere Lehrer immer wieder darauf bedacht gewesen, unser selbständig erdachtes Urteil nicht mit ihrem meist doch weitaus wohlfundierteren zu erschlagen. Ja, oft genug haben wir erleben können, daß sich ein Lehrer gerade dann ganz besonders freute, wenn das kritische Denken auch vor seinen eigenen Darbietungen nicht haltmachte. Daß sich das Urteil, die Meinung des Lehrers in den meisten Fällen durchgesetzt hat, liegt nicht am Recht des Stärkeren, sondern an der natürlichen Schwerkraft, die die reichere Erfahrung seinem Urteil verleihen muß.

Das Sich-gefragt-fühlen und das eigene Urteilen sind zwei wertvolle Pflanzen, die in manchem von uns Wurzel geschlagen haben. Vielleicht sind diese beiden Pflanzen die wichtigsten Gewächse auf dem Felde des Individuums. Und, um bei der Landwirtschaft zu bleiben, wie das Stroh bei der Getreidegewinnung, so ist das Wissen bei der Ausbildung des Persönlichkeitsbewußtseins nur ein wichtiges, wertvolles Nebenprodukt.

Aber auch um unsere Erziehung zu Gemeinschaftswesen hat sich die Schule bemüht. Daß sich heute viele unter uns in eine Ordnung fügen können, verdanken wir nicht zuletzt der Arbeit, die insbesondere auf der Unterstufe an uns geleistet worden ist. Das ordentliche Schreiben, die pünktliche Erledigung der Aufgaben, das anständige Betragen während des Unterrichts usf. haben diese vielgeschmähten „Kleinigkeiten" nicht außer unseren Eltern auch den Lehrern unendliche Mühen bereitet, und krankt nicht mancher von uns noch heute daran, daß er während des Krieges lange Zeit keine Ordnung gekannt hat? Es ist doch so notwendig, auch einmal in diese scheinbar so subalternen Sphären des Schullebens hinabzusteigen, wo ebenfalls wertvollste Arbeit für uns geleistet worden ist!

Neben dem Sich-einordnen-können steht eine andere Fähigkeit: das Achten der Geisteshaltung anderer Menschen. Ich glaube sagen zu dürfen, wir haben in der Schule gelernt, eine biblische Geschichte mit demselben Ernst wie eine naturwissenschaftliche Abhandlung und das Kommunistische Manifest mit demselben Ernst wie die Erklärung der Menschenrechte zu lesen.

Für die liebevolle, es möge recht überzeugend klingen, für die liebevolle Erziehung einerseits zum Einzelwesen, andererseits zum Gemeinschaftswesen sagen wir den Lehrern unsern allerherzlichsten Dank!

HORAZ: VERGÄNGLICHKEIT

1 Eheu, fugaces, Postume, Postume, labuntur anni, nec pietas moram rugis et instanti senectae adferet indomitaeque morti,	Ach! flüchtig, Postumus, Postumus, gleiten die Jahre, und keine Frömmigkeit gebietet den Runzeln Halt, dem andrängendem Alter und dem unbezwinglichen Tode,
5 non si trecenis, quotquot eunt dies, amice, places inlacrimabilem Plutona tauris, qui ter amplum Geryonen Tityonque tristi	auch nicht, wenn du an jedem Tag, soviele kommen, mit (dem Opfer von) dreihundert Stieren den tränenlosen Pluto versöhnen willst: den dreifach riesigen Geryoneus und Tityos hält er umschlossen
compescit unda, scilicet omnibus, 10 quicumque terrae munere vescimur, enaviganda, sive reges sive inopes erimus coloni.	mit trauriger Flut, und wir alle, die wir die Frucht der Ähren kosten, müssen sie befahren, ob wir Könige sind oder arme Pächter.

frustra cruento Marte carebimus
fractisque rauci fluctibus Hadriae,
15 frustra per autumnos nocentem
corporibus metuemus austrum.

Umsonst meiden wir den blutigen Krieg und die Brecher der Brandung der tosenden Adria, umsonst fürchten wir im Herbst den Scirocco, der dem Körper schadet.

visendus ater flumine languido
Cocytus errans et Danai genus
infame damnatusque longi
20 Sisyphus Aeolides laboris.

Du mußt den dunklen Kokytos sehen, der trägen Flusses sich dahinwindet, des Danaos verrufenes Geschlecht und des Aiolos Sohn Sisyphos, den zu ewiger Mühsal verdammten.

linquenda tellus et domus et placens
uxor noque harum, quas colis,
arborum
te praeter invisas cupressos
25 ulla brevem dominum sequetur.

Du mußt die Erde verlassen, das Haus, die geliebte Gattin, und von den Bäumen hier, die du ziehst, begleitet dich, den Eigentümer, der schnell vergeht, keiner außer den abscheulichen Zypressen.

absumet heres Caecuba dignior
servata centum clavibus et mero
tinguet pavimentum superbo
pontificum potiore cenis.

Ein würdigerer Erbe wird den Caecuber vertilgen, den du hinter hundert Riegeln verwahrst, und wird den edlen Wein zu Boden schütten, dessen Genuß der Teilnahme an den Diners der Priester vorzuziehen ist.

Das Gedicht ist an einen nach Person und vollem Namen unbekannten Freund des Horaz gerichtet — wenn nicht Postumus überhaupt ein fingierter Adressatenname ist. Gleich im Anfang entwickelt es sein Thema. Mit einem verzweifelten Aufschrei setzt es ein: das aufstöhnende eheu!, die hochpathetisch verdoppelte Anrede an Postumus umrahmen den wichtigsten Begriff: jenes 'flüchtig': unaufhörlich entschwindet die Zeit und führt mit Sicherheit zum Tode. Keine Frömmigkeit, kein Opfer an die Götter hilft. Dieses Wissen um die Vergänglichkeit alles Lebens ist eine nicht weiter ableitbare Grundtatsache im Denken und Fühlen des Horaz, der wie wenige antike Dichter gewußt hat, daß alles menschliche Dasein der Vernichtung verfallen ist, daß alles Leben zum Tode führt. Und wie so oft bei Horaz, steht auch hier dieser Gedanke der Vergänglichkeit in Verbindung mit dem Begriff der Zeit, die — keiner weiß, wann — doch mit unbedingter Sicherheit das Ende herbeiführt; unberechenbar und ungewiß kommt sie über den Menschen, aber was sie bringt, steht fest, sie zeitigt den Tod.

Bei der Entwicklung dieses Themas in den folgenden Strophen arbeitet Horaz wie in fast allen lyrischen Gedichten in reichstem Maße mit Anspielungen, die im Leser eine Fülle von Assoziationen wachrufen. Nur wenige davon sind literarischer Natur: 'unbezwinglich' ist ein von Homer übernommenes Beiwort des Todes, und die Umschreibung der Menschen als die, die 'sich von der Gabe der Erde nähren' (10) — so die wörtliche Übersetzung, stammt gleichfalls aus Homer. Die Verdeutschung versucht diesen Zitatcharakter des Verses durch Verwendung des Schillerschen 'kostete die Frucht der Ähren' anzudeuten.

Ungleich umfangreicher aber sind die Anspielungen aus der Mythologie. Sie dienen hier nicht nur wie so oft als poetischer Schmuck der Rede, sie erfüllen auch eine wichtige künstlerische Funktion im Aufbau des Gedichtes. Alle entstammen der Sphäre der Unterwelt, wo nach griechisch-römischer Vorstellung die Seelen der Verstorbenen weilen. In ihr regiert als König Pluto (7), sein Reich umfließt der Unterweltsfluß Styx, den die Seelen der Toten auf dem Nachen des Fährmanns Charon passieren müssen (9—12). Ein anderer Strom des Totenreiches ist der Kokytos (17/8). Plutos Macht entgeht niemand; sogar Riesen hat er bezwungen wie den dreileibigen Geryoneus (7), dessen Überwindung selbst einen Herkules große Mühe kostete, oder Tityos, der gegen Götter aufstand. Zugleich ist die Unterwelt der Ort des Gerichts, an dem der Tote büßen muß für das, was er im Leben fehlte. Aus der Reihe exemplarischer Büßer im Totenreich, die die Antike kennt, hebt Horaz zwei hervor, einen

einzelnen und eine Gruppe. Sisyphos (20) war der schlaueste aller Sterblichen; er betrog Götter und überlistete sogar den Tod, so daß er auf die Erde zurückkehren konnte. Deshalb ist er verdammt, in der Unterwelt immer wieder einen Stein auf den Gipfel eines Berges zu wälzen, der immer wieder hinabrollt. Die Danaiden (18) aber sind fünfzig Schwestern — oder richtiger neunundvierzig, denn eine machte nicht mit, weshalb sie Horaz in einem anderen Liede preist. In der Hochzeitsnacht hatten sie ihre Gatten getötet und waren zu einer ähnlich unaufhörlichen und sinnlosen Arbeit verurteilt wie Sisyphos: sie schöpften Wasser in ein Faß ohne Boden. Für Horaz und seine Leser genügen die wenigen Namen mit ein paar Beiwörtern, um das ganze Bild der Unterwelt aufsteigen zu lassen mit ihrer düsteren Weite, mit den Schatten, die sie bevölkern, mit den Gestalten der Büßer und ihren Qualen.

Aber diese andeutende Beschwörung des Totenreiches läuft nicht in einem Zuge ab, bildet nicht einen geschlossenen Zusammenhang. Sie wird unterbrochen und abgeschlossen durch drei Strophen zu je vier Versen, die in scharfem Gegensatz zum Reich des Todes das Bild dieser Welt vor das Auge stellen. Sie sprechen von dem Umsonst aller Versuche, dem Tode zu entgehen. Die vierte Strophe zählt drei tödliche Gefahren auf: Krieg, See und Krankheit. Von einem zum anderen wächst die Eindringlichkeit der Schilderung. Wird der Krieg — in dem Gott Mars personifiziert — einfach 'blutig' genannt, so malt der nächste Vers (14) mit dumpfen Vokalen und wiederholten f- und r-Lauten den gefährlichen Sturm, und seine Lokalisierung in der benachbarten Adria erhöht noch den Gehalt an Wirklichkeit. Die nächsten beiden Verse aber lassen ein jedem Römer wohl bekanntes Bild erstehen, das auch Horaz noch oft gezeichnet hat: die Stadt Rom im Spätsommer und Herbst, durch deren Straßen der Scirocco fegt und schwüle Hitze bringt — 'plumbeus, bleiern' nennt ihn Horaz an anderer Stelle. Es ist die ungesundeste Jahreszeit Roms: tödliche Fieber gehen um, und wer kann, flieht in die Berge oder an die See Mit ähnlicher Eindringlichkeit zeigt die übernächste Strophe, die sechste, was der Sterbende verlassen muß. Die ganze bäuerliche Verbundenheit des Römers mit Haus und Familie, mit Baum und Strauch spricht aus diesen Versen. Erde, Haus und Gattin bleiben zurück, und von allen seinen Bäumen muß der Freund scheiden, nur die Zypresse wird ihn geleiten, der Totenbaum, der beim Begräbnis Verwendung fand. Aber — und das ist der eigentliche Effekt dieser Strophe — zu dem Wort 'Bäume', arborum, fügt Horaz das Demonstrativpronomen 'harum, diese da', und mit dem einen Wort ändert und steigert er die Wirkung der Strophe in geradezu genialer Weise.

Ein französischer Schriftsteller hat einmal gesagt, die Kunst verrate noch in ihrem Namen ihr Wesen. Denn dieser Name — l'art — sei wie der Schrei eines Raubvogels, der auf die Beute hinabstößt. Etwas von dieser jäh zustoßenden Natur lebt auch in dem kleinen Worte 'harum'. Wie ein Blitz plötzlich das Dunkel der Nacht erhellt, zaubert sein Hinweis die Umgebung vor unser Auge, in der das Gedicht gesprochen wird: plötzlich sehen wir den Dichter mit dem Freunde durch den Garten gehen, seine Hand deutet auf die Bäume, die Postumus pflegt und an denen sein Herz hängt, und im Hintergrunde steht das Haus, das Reich der Gattin. Die Bildhaftigkeit dieser Szenerie ist aber nur die letzte Steigerung der eindringlichen Wirklichkeitsnähe dieser Strophen: alles, was der Tote in dieser Welt zurücklassen muß, ist in höchster Lebendigkeit da.

Sie setzt sich in der letzten Strophe fort, wenn auch die Intensität etwas nachläßt. Postumus war offenbar nicht nur ein großer Gartenfreund, sondern auch Kenner und Liebhaber guter Weine. Von Haus und Garten gleitet der Gedanke zu dem Weinkeller; hinter dessen Riegeln liegt der edle Caecuber, einer der besten Weine Italiens, der an der Küste Südlatiums in der Nähe von Terracina wuchs und dessen Genuß mehr wert ist als die Teilnahme an den notorisch vorzüglichen Essen des Priesterkollegiums. Auch ihn wird Postumus zurücklassen müssen: und wieder entsteht in wenigen Strichen ein Bild dessen, was folgt. Beim Gelage, das der Erbe veranstaltet, fließt der Wein in Strömen und netzt den Boden. Gewiß ist solcher Massenkonsum des edlen Trankes

nicht im Sinne des Kenners Postumus. Und doch nennt Horaz den Erben, der die Gottesgabe verschwendet, 'würdiger', was nur heißen kann, daß er des Weines würdiger ist. Wieder ist es ein einziges Wort, das am Schlusse des ganzen Gemäldes der Vergänglichkeit einen neuen Gedanken aufklingen läßt. Auch wer den Wein so sinnlos verschwendet, macht einen würdigeren Gebrauch von ihm, als wer ihn bis zu seinem Tode ungenossen im Keller liegen läßt. So deutet Horaz mit zarter Hand einen seiner Lieblingsgedanken leise an, der seinen kürzesten Ausdruck in dem bekannten 'carpe diem, nütze den Tag!' gefunden hat. Da die Zukunft unberechenbar ist, ist jede Stunde, die diesseits des Todes verbleibt, mit einer Fülle von Möglichkeiten geladen, die es zu nutzen gilt. Der Wein, den Postumus noch genießen soll, ist nur andeutendes Symbol für diese Fülle der Möglichkeiten. Aber es bleibt bei der knappen Andeutung: sie wird nur durch ein Wort gegeben, und da sie in der Blässe des rein Gedanklichen bleibt und an dem Leben der umgebenden Bilder nicht teil hat, steht sie nur ganz am Rande des Gedichts als eine leichte, weiter weisende Nuancierung, die der herrschende Gedanke der Vergänglichkeit am Schlusse erfährt.

Die Intensität, mit der diese Strophen die Wirklichkeit unserer Welt beschwören, steht in deutlicher Spannung zu den andeutenden mythologischen Bildern der Nachbarpartien. Wie bei einem Thema mit Variationen, zeigt Horaz den Grundgedanken des Gedichtes, die Unentrinnbarkeit des Todes, in immer neuer Abwandlung und Beleuchtung, bald positiv gewendet als das harte Muß des Sterbens, bald negativ als die Unmöglichkeit, dem Tode zu entfliehen. Dabei verschränkt er die beiden Gesichtspunkte ineinander. Um die Macht des Todes zu malen, bietet er die Bilder der Mythologie auf, alles was das Leben bedeutet, steht in lebendigster Wirklichkeit da. In diesem Gegensatz zwischen einer Wirklichkeit, die uns umgibt, und der Unwirklichkeit eines Nichts, von dem nur Dichter und Sage dunkle Kunde geben, gewinnt die Vernichtung, die der Tod bedeutet, Gestalt, drückt sich die Härte des Sterbenmüssens aus. Das Gedicht spricht die Vergänglichkeit alles menschlichen Lebens nicht nur in Worten aus, es malt sie nicht nur in Bildern. Es wiederholt diesen Gedanken in der Spannung, in der die Bilder zueinander stehen, es wiederholt ihn auch im Aufbau. Es wurde schon angedeutet, daß die mythischen Bilder des Jenseits und die Schilderung der Erdenwelt ineinander verschränkt sind. Die Verse 7—12 und 17—20 beschreiben die Unterwelt, in den Versen 13—16 und 21—28 steht unsere Welt vor uns. Man sieht, daß die Gruppen fast bis auf die Verszahl einander symmetrisch entsprechen, umfassen sie doch 6, 4, 4, 8 Verse. Diese Gliederung der Bilder begreift den Einleitungsgedanken nicht ein. Sie ist ihrerseits mit der Hauptgliederung des Ganzen verschränkt, die sich an dem Nebeneinander der Sätze ablesen läßt. In einem Satzgefüge, das die ersten drei Strophen, zwölf Verse, umfaßt und zur Einheit bindet, geht der Hauptgedanke in schnellem Schritt zum Totenreich über, und dieser Übergang zum mythischen Bild liegt fast genau in der Mitte, in Vers 6. Im weiteren entspricht ein Satz immer genau einer Strophe. Im ganzen sind es vier. Auch der äußere Aufbau des Gedichtes lebt aus einer Spannung, aus dem Gegensatz zwischen der dreistrophigen Einheit in der ersten Hälfte und der Vierergruppe der Einzelstrophen in der zweiten, die ihr die Waage hält. Wieder in der Mitte, diesmal ganz genau, nach Vers 20, sind die mythischen Bilder zu Ende. Überall im Aufbau des Gedichtes gewahrt man eine Symmetrie, der doch die letzte mathematische Exaktheit fehlt. Es ist ähnlich wie beim griechischen Tempel. Die Abweichungen von der geraden Linie, die leichte Schwellung der Säulenschäfte, die leichte Wölbung am oberen Rande des Sockels, so leicht, daß das Auge sie nicht gewahr wird, verleihen diesem Bau jenes geheimnisvolle Leben, das keine klassizistische Nachahmung mit ihren geraden Linien erreicht. Ähnlich vibriert auch der Leib des Gedichtes infolge der kleinen Unregelmäßigkeiten. Zu ihnen gehört auch jener andeutende Hinweis auf die Pflicht, den Augenblick zu nutzen, mit dem die letzte Strophe den Grundgedanken leicht übersteigt.

Ich spreche nicht mehr von den kleinen Schönheiten der äußeren Form, von der Lautmalerei, für die ein Beispiel genannt wurde, von den Alliterationen

und Reimen, die einzelne Wortgruppen und Verse binden — besonders eindrucksvolles Beispiel für Reim ist visendus (17) und linquenda (20) — für Alliteration frustra — fractis — frustra. Ich schweige von der häufigen Zusammenfassung zusammengehöriger Begriffe in Dreiergruppen — Runzeln, Alter, Tod in der ersten, Krieg, Seesturm, Scirocco in der vierten Strophe sind nur zwei Beispiele, daneben finden sich auch Zweiergruppen. Der aufmerksame Leser wird beim nochmaligen Betrachten des Gedichtes solche kleinen Schönheiten leicht selbst finden. Er wird zugleich des hohen Einklanges inne werden, in dem Gehalt und Form hier stehen. Der Grundgedanke des Ganzen, in Wort und Bild ausgedrückt, wiederholt sich zugleich in Gedankenführung und im äußeren Aufbau, in denen er zur reinen Form gerinnt und dadurch — nur dadurch — Dauer gewinnt. Selten ist eindringlicher, erschütternder und — schöner ausgesprochen, daß alles menschliche Dasein der Vernichtung ausgesetzt ist. Solches Kunstwerk wird man vollkommen nennen müssen. Hans Oppermann.

Ein Roman aus dem antiken Syrakus

Daß es zu Zeiten Hölderlins und Mörikes, Schwabs und Schillers manche Schwaben mit Griechenseelen gab, gewissermaßen Griechen in einem räumlichen und zeitlichen Exil, das ist eine Vorstellung, die nicht unbedingt befremdlich ist. Sehr viel schwieriger ist die Vorstellung, daß auch unter den Hanseaten, den Landsleuten von Blohm und Voß, Griechenseelen im Exil unerkannt umherwandeln könnten. Und doch müssen wir uns dieser Möglichkeit offen halten, seitdem uns Hans-Harder Ratjens Roman „Das Glück auf der Kugel" an Albert Menanders, eines heutigen Hanseaten, Reise in seine griechische Vergangenheit teilnehmen läßt. Ein indischer Zauberstab hilft dem Menander in die Zeitentiefe hinabzutauchen. Er war nicht gerade Bürger im Perikleischen Athen, aber doch immerhin Syrakusaner zu der Zeit, als Platon dort unter dem jüngeren Dionys Einfluß auf die Organisation des Staates nehmen sollte. Er hat wilde Ereignisse miterlebt unter Dionys dem Älteren und dem Jüngeren, unter Dion und unter Timoleon. Er hat aus diesen Ereignissen viel gelernt, und die politische Lektion, die er damals gelernt hat, steckt ihm heute noch im Blut.

Das Buch ist schon 1948 im Karl H. Henssel-Verlag, Berlin, erschienen (528 Seiten), sollte aber auch vier Jahre nach Erscheinen hier einmal erwähnt werden, da der Verfasser dem Christianeum nahesteht und da er ausführlich, farbig und geistreich Verhältnisse und Ereignisse zu vergegenwärtigen versteht, die uns Gymnasiasten meistens in allzu blasser Abstraktheit bekannt, doch nicht vertraut sind.

Ein Kapitel schildert z. B. die athenische Demokratie so geistreich und anmutig, mit solchem Verständnis nicht nur für die Realien der Altertumskunde, sondern auch für die psychologischen Regeln des politischen Spiels, daß unsere Geschichtsbücher hier wirklich nicht wetteifern können. Das ist aber nur ein Nebenkapitel. Die Hauptlektion, die sich tief in unser Nachdenken eingräbt, ist das von Menander miterlebte einzigartige Experiment der Weltgeschichte oder der Tyche auf der Kugel, die Heerschaft über ein blühendes Staatswesen nacheinander einem amoralischen, zynisch-weltgewandten Tyrannen (dem älteren Dionys), einem philosophisch reinen Moralisten (dem Platonschüler Dion), und einem rechtschaffenen Bürger von gutem Mittelmaß, aber ohne hohen Geistesflug (dem Timoleon) in die Hände zu geben. Man erlebt ausschauend und nachdenkend die Tragödie der platonischen Philosophie mit, die, in politisches Handeln sich umsetzend, der amoralischen Tyrannei eine moralische Tyrannei entgegensetzt und ein wirklich befreiendes politisches Handeln nicht leisten kann. Dion zürnt immerzu den realen Verhältnissen und den wirklichen Menschen, daß sie nicht so sind, wie sie sein sollen. Er ist immer in Versuchung, aus ethischen Motiven die Wirklichkeit zu vergewaltigen, statt sie zu verwandeln. Timoleon aber, der in seiner Jugend an einem Morde mitschuldig geworden ist, kennt die Versuchung nicht, von den Göttern her die Geschichte korrigieren zu wollen, er ist aber auch in seiner bewährten Rechtschaffenheit gegen dämonische Machtgier gefeit. Er wird zu einem Großen der politischen Geschichte des Altertums. Das wird uns ausgezeichnet erzählt. Flügge

Augusta Raurica

Ca. zwei Stunden rheinaufwärts von Basel liegen dicht beieinander die Ortschaften Augst und Kaiseraugst. Sie tragen ihren Namen nach der alten Römerstadt „Augusta Rauracorum", oder kurz „Augusta Raurica" genannt, die einst das Hochplateau zwischen dem Rhein und den Ausläufern des Jura beherrschte. Dort, wo die Ergolz und der Violenbach aus dieser Terrasse eine etwa 1,2 km breite Geländezunge herausgearbeitet haben, die durch 20—30 m hohe Steilböschungen nach drei Seiten hin geschützt ist und etwa 1 km nach Norden ins Rheintal vorstößt, lag einst die reiche und blühende Stadt. Sie berührte den Schnittpunkt der beiden großen Verkehrsstraßen Alpen—Rhein und Gallien—Donau und lag außerdem am Ausgangspunkt der Jurapässe über den Bötzberg und den Hauenstein.

Der Anschluß dieses nördlichen Gebietes an das römische Weltreich ist das große Werk Julius Caesars. Seinem weitblickenden Geiste wird die Anregung zugeschrieben, die fruchtbare Rheinebene mit der großen gallischen Einfallstraße der Römer längs der Rhone durch die Gründung einer Kolonie zu verbinden. Sein Statthalter in Gallien, L. Munatius Plancus, hat dieses Werk vollendet. Er gründete die Kolonien Lyon und Raurica. Am Grabmal des Plancus auf dem Kap von Gaeta kann man noch heute in Marmor gemeißelt die ehrwürdigen Worte lesen: „In Gallia colonias deduxit Lugudunum et Rauricam". Als Gründungszeit dieser Kolonien nimmt man die zweite Hälfte des Jahres 44 v. Chr. an. Die rauracische Kolonie umfaßte das ganze Gebiet zwischen dem Jurakamm, dem Rhein und dem Birsig. Ob nun L. Munatius Plancus auch die Stadt „Augusta Raurica" gegründet hat oder erst Augustus, worauf der Beiname „Augusta" deuten könnte, darüber bestehen noch Zweifel. Man hat aber seit jeher das Gründungsjahr der Stadt mit dem der rauracischen Kolonie zusammengelegt.

Bei den Ausgrabungen in Augst hat es sich gezeigt, daß die Stadt nicht keltischen Ursprungs ist, also nicht in Anlehnung an eine bereits bestehende Ortschaft errichtet wurde. Die Römer haben es demnach bewußt vermieden, eine keltische Siedlung in die Stadtplanung einzubeziehen. Sie haben absichtlich eine etwas zurückgeschobene, freie Lage gewählt, um ungehindert bauen zu können. Dabei war nicht die Frage ausschlaggebend, ob die Anhöhe einen besonderen Schutz gegen drohende Feinde bietet — denn höchstwahrscheinlich war die Stadt in ihrer Blütezeit gar nicht ummauert gewesen —, sondern die, wie man einige tausend römische Bürger, Handwerker, Kaufleute und Beamte am zweckmäßigsten ansiedle.

Der Aufbau und die Lage der Stadt entsprachen genau den Vorschriften, die Vitruv in seinen 10 Büchern über die Architektur gegeben hat. Danach soll eine Stadt aus gesundheitlichen Gründen hoch liegen — das ist hier der Fall, ihre Umwallung soll polygonal gezogen sein —, auch das ist hier erfüllt, wie die Reste einer alten Wehrmauer zeigen. Diese Mauer ist aber wahrscheinlich erst sehr spät entstanden, in der Zeit der Germaneneinfälle, und stellt einen mißglückten Verteidigungsversuch dar.

Weiterhin soll das Straßennetz einer Stadt nicht mit der Windrose übereinstimmen, damit sich die gesundheitsschädlichen Winde an den Ecken der Häuser brechen. Auch diese Forderung ist in Augusta Raurica weitgehend erfüllt. Die Straßenzüge im Inneren verlaufen in regelmäßigen Abständen parallel und rechtwinklig zueinander und weichen in ihrer Nordsüdachse von der astronomischen Nordrichtung um 36 Grad nach Westen ab. Daher traf der Nordwind, der sog. „Septentrio", der nach antiker Theorie genau aus Norden wehen soll, gerade auf die Ecken der rechtwinkligen Wohnquartiere. Auch die das Rheintal hinunterfegende Bise (Nordostwind) mag sich an diesen Häuserblöcken einigermaßen gebrochen haben. Auf solche Weise wurden die kalten Winde weitgehend von den Wohnstätten und Straßen abgelenkt. Wenn man bedenkt, daß das ganze Straßennetz der Stadt in geringer Tiefe von hölzernen Wasserleitungen durchzogen war, und wenn man weiß, welcher Schaden einer Stadt durch das Einfrieren ihrer Wasserleitungen zugefügt werden kann, so wird man verstehen, daß die Römer mit allen Mitteln versuchten,

diese Gefahr so weit wie möglich herabzumindern. Ihr Wasser bezog die Stadt über eine kilometerlange Leitung aus dem Oberlauf der Ergolz.
Von dem Aussehen der Wohnhäuser in Augusta Raurica hat man bis jetzt noch keine rechte Vorstellung; man nimmt aber an, daß der Römer auch hier seine südliche Wohnweise weitmöglichst beizubehalten suchte. Daher waren die Häuser auch nicht so gegen den nordischen Winter gefeit, und man mußte auch in dieser Hinsicht dafür sorgen, die kalte Zugluft möglichst von den Wohnungen fernzuhalten.

An der Ruine eines römischen Wohnhauses, in der ein Raum noch gut erhalten ist, kann man sehen, wie der Römer sein Haus im Winter warm hielt. Der Raum ist so restauriert worden, daß man alle Einzelheiten gut erkennen kann. Hier zeigt es sich, daß schon die alten Römer die Heißluftheizung kannten. Sie wandten dieses Verfahren nur anders an als wir heute. An der Hinterwand des restaurierten Raumes war der Putz entfernt worden, so daß man deutlich die „Tubuli", die Heißluftröhren, sah, durch die die heiße Luft emporstieg und dadurch die Wand erwärmte. Der Fußboden, dessen unterste Schicht aus sog. „Suspensura-Platten" bestand, wurde von einer Reihe kleiner Steinsäulen getragen. Wahrscheinlich sollte sich auch hier die Heißluft ausbreiten und den Fußboden von unten her erwärmen. Bei den römischen Bädern brannte das Feuer meist unter dem Steinboden. Das war hier wohl nicht der Fall, wenigstens zeigt die Ruine keine Spuren davon. Vielleicht wurde das Feuer in einem besonderen Raum unterhalten; aber darüber kann ich leider nichts Genaues sagen.

Das Forum von Augusta Raurica lag nicht wie Vitruv fordert, genau in der Mitte der Stadt, sondern war etwas nach Norden verschoben, lag aber trotzdem noch an der Hauptverkehrsader und an der Längsachse der Stadt. Hier stand einst hart an der Straße der dem höchsten Gotte geweihte Hauptaltar aus Marmor. Er trug als Sinnbild der Gottheit und des römischen Reiches das stolze Bild des Adlers in einem Eichenkranz. Dahinter erhob sich auf hohem Quadersockel der Jupitertempel inmitten eines zweistöckigen Säulenhofes, flankiert von zwei lebensgroßen Reiterstatuen. Auf der anderen Straßenseite lag der große, rechteckige Forumplatz, geschmückt mit vielen Statuen. An den Längsseiten wurde er von Säulenreihen eingefaßt, in deren Schatten einst die Händler ihre Waren feilboten, während ihn im Hintergrund ein mächtiger Pfeilerbau, die Basilica, wuchtig abschloß. Das Innere der Basilica wurde von zwei Säulenreihen, die die Decke trugen, in drei Schiffe eingeteilt. Viele hundert Menschen konnten hier zusammenkommen, wenn Bürgerversammlungen abgehalten wurden, wenn Gerichtstag war oder bei anderen besonderen Vorkommnissen. Aber auch für die Händler bot die Basilica Schutz bei schlechtem Wetter.

Eng an die Rückwand der Basilica angeschlossen war das Rathaus, die sog. „Curia", die als kreisrunder Bau wie ein kleines Bollwerk ins Violental vorsprang. Sie bestand aus einem einzigen Raum, der in Form eines Theaters mit vier Sitzstufen für die Sessel der Ratsherren und einem Podium für den Versammlungsleiter ausgestattet war. Durch zwei Türen war der ganz mit weißem Marmor verkleidete Sitzungssaal mit der Basilica verbunden. Er wurde erhellt von dem Tageslicht, das durch die verglasten Fenster fiel. In diesem kleinen Raume wurden einst die Geschicke der Stadt und der ganzen Kolonie entschieden. Heute sieht der Besucher von der stolzen Basilica nur noch einen kümmerlichen Mauerzug. Was sonst noch von der einstigen Pracht übriggeblieben ist, das verdeckt die Erde vor den Augen der Neugierigen.
Augusta Raurica war in damaliger Zeit nicht nur ein Zentrum des Handels, sondern auch der Mittelpunkt des religiösen Lebens. Außer dem schon genannten Jupitertempel auf dem Forum gab es noch den sog. „heiligen Berg" auf dem Schönenbühl. Dieser Hügel, von dem Stadtplateau durch eine Geländesenkung getrennt, trug einen weiteren Tempel, umgeben von einem Säulenhof, der wahrscheinlich dem Handelsgotte Merkur geweiht war. Er thronte hoch über dem breiten Ergolztal und war schon von weitem sichtbar für die Reisenden, die sich von Westen her der Stadt näherten. In einem mäch-

tigen Säulenhof lag in der Niederung des Ergolztales ein dritter Tempel, der in drei eigenartige Zellen eingeteilt war. Gleich daneben hatte man ein Heilbad eingerichtet. Hier war wohl das Reich der Heilgötter, wie des Apollo und Äskulap, wo die Kranken durch religiöse Übungen und Wasserkuren Heilung suchten.

Auch der alten, einheimischen Religion der Gallier war in Augusta Raurica Rechnung getragen. Etwas außerhalb der Stadt, auf einem bewaldeten Bergkopf, lag das kleine Heiligtum der Cybele. Dort konnten die Römer das aufregende Schauspiel eines Blutopfers im Waldesdunkel miterleben.

Wie schon gesagt, war Augusta Raurica auch ein Zentrum des Handelslebens. Hier brachten nicht nur die vielen Gutsbesitzer und Pächter der Kolonie ihre landwirtschaftlichen Produkte auf den Markt, um von dem Erlös wichtige Erzeugnisse der städtischen Handwerker einzukaufen, sondern die Stadt war auch ein internationaler Handelsplatz. Hier tauschten die Kaufleute aus Italien von den gallischen und germanischen Händlern nordische Waren gegen ihre eigenen südlichen Erzeugnisse ein.

Da das eigentliche Forum für den Handelsbetrieb nicht ausreichte, hatte man südlich vom Schönenbühl am Rande des Stadtplateaus den Marktplatz für die Händler und Geldwechsler errichtet. Ein großer Bau mit Eingangshallen, Geschäftsräumen und 30 Kammern, die um einen Binnenhof herum lagen, beherbergte die Kaufleute mit ihren Waren. Die Kammern wurden wohl als Warenlager und Läden vermietet. Ein Nebenforum mit weiteren 20 Räumen war wohl hauptsächlich für die Geldwechsler bestimmt. So war Augusta Raurica als Handelszentrum zugleich das Kulturzentrum für die ganze rauracische Kolonie. Denn all die vielen Landbewohner, die bei großen Festen, am Markttag oder bei sonstigen Gelegenheiten in die Stadt kamen, nahmen bewußt oder unbewußt die römischen Anschauungen und Sitten in sich auf und verbreiteten sie im Lande.

In einer so großen Stadt wie Augusta Raurica muß auch das Gastwirtsgewerbe in großer Blüte gestanden haben. Obwohl man bis heute von den eigentlichen Wohnquartieren nur wenig ausgegraben hat, so kennt man doch schon den Keller einer Gastwirtschaft, in dem noch zu Dutzenden Weinamphoren lagen. An die Wand des Treppenhauses war das Bild zweier Sklaven gemalt, die Weinamphoren trugen. Ein anderes großes Gebäude mit Binnenhof, vielen kleinen Zimmern und größeren Räumen scheint ein altrömisches Hotel zu sein. Hier wurden wohl die durchreisenden Reichsbeamten und andere hohe Persönlichkeiten beherbergt.

Den Hauptanziehungspunkt aber bildete wohl damals wie auch heute das große Amphitheater in der Geländesenkung zwischen dem Hauptforum und dem Schönenbühl. Es ist im allgemeinen noch recht gut erhalten und bietet mit

seinen mächtigen Stützmauern und seinem halbkreisförmigen Zuschauerraum, der 10 000—12 000 Personen faßt, einen imposanten Anblick. Das Theater war mit dem Merkurtempel fast zu einer Einheit zusammengewachsen. Wenn dort ein Gottesdienst abgehalten wurde, so konnte man den hölzernen Mittelteil des hochragenden Bühnenhauses entfernen und das Theater als Zuschauerraum benutzen. Heute findet man von dem Merkurtempel nur noch Säulenreste, und auch das Bühnenhaus des Theaters ist verschwunden, während zwischen den steinernen Sitzreihen die Wurzeln hoher Bäume das Zerstörungswerk fortsetzen.

Ihre Blütezeit erlebte diese stolze Stadt, die erste ihrer Art am Oberrhein, im zweiten nachchristlichen Jahrhundert unter den Antoninischen Kaisern. Als sie im Jahre 260 n. Chr. plötzlich wieder an die äußerste Reichsgrenze rückte, begann ihr Niedergang, ein langer, verzweifelter Todeskampf gegen die andrängenden Germanen. Noch um 350 n. Chr. wird sie als die größte Stadt im weiten Umkreis gepriesen, aber der Abstieg ging unaufhaltsam weiter. Im Jahre 466 n. Chr. war dann das Schicksal der Stadt besiegelt. Die Alemannen drangen über den Rhein und vernichteten auch Augusta Raurica.

Über das Ende dieser Stadt gibt es verschiedene Auffassungen. Eine behauptet, sie sei einem plötzlichen Überfall der Alemannen zum Opfer gefallen, weil die Verteidiger nicht zahlreich genug waren und die Verstärkungen aus dem Heerlager bei Vindonissa zu spät eintrafen. Nach einem harten Kampf auf den Trümmern von Augusta Raurica sollen die Römer die Germanen über den Rhein zurückgeworfen haben, und dicht am Rhein entstand ein Kastell aus den Steinen der zerstörten Stadt. — In Kaiseraugst findet man noch heute einen Mauerzug dieses Kastells.

Nach der zweiten Auffassung über das Ende der Stadt soll es ein langsamer Untergang gewesen sein. Aus Furcht vor den Germanen verließen viele Bewohner die Stadt, ihre öffentlichen Gebäude wurden abgetragen, um Steine für die Befestigung der Brückenköpfe am Rhein zu liefern, die Bronzestatuen wurden zerschlagen und die Münzen umgeschmolzen, als provisorischer Schutz für die Stadt entstand die schon genannte Wehrmauer. Schließlich fielen die verlassenen Häuser zusammen — mit ihrem Schutt beschotterte man noch eine Weile die Hauptstraßen — die Wasserleitungen und Kanäle versickerten, und am Ende gaben die eindringenden Alemannen der sterbenden Stadt den Rest. Heute geht der Pflug über den Marktplatz, die Basilica, die Straßen und die Häuser. Nur das Amphitheater kündet neben einigen Mauerresten anderer Gebäude noch jetzt von der einstigen Pracht der alten Römerstadt Augusta Raurica.

Georg Behrmann 12 g. 2

Quellen: Rudolf Laur-Belart „Augusta Raurica".

Das Bearbeiten mathematischer Aufgaben und sein Wert

Jede Aufgabe, nicht nur eine Schulaufgabe, ist etwas uns „Aufgegebenes", „Auferlegtes". Keine ist ohne Gewicht und Bedeutung für uns. Nicht immer muß sie von außen uns aufgebürdet werden, sie kann auch aus einer Sache selber heraus uns fordern. Denn stets ist sie eine noch nicht abgeschlossene, unfertige Sache, ein Gebilde, das wir zu vervollkommnen, möglichst zu ergänzen haben. Aber gerade das zu Ergänzende ist uns noch verborgen, und es bedarf unserer mehr oder weniger großen Kraft und Anstrengung, das Verborgene zu suchen. Wenn wir nicht stumpf sind, wird etwas Unvollkommenes uns stets zur Ergänzung reizen, die Aufgabe uns also anziehen, uns keine Ruhe lassen, sie wird unseren Willen zur Gestaltung wachrufen. Es gibt sogar Aufgaben, denen wir gar nicht ausweichen können, die wir meistern müssen, sollen wir unseren Lebensweg nicht verfehlen. Es sind jene, die uns aus den Gegebenheiten unseres Lebenskreises erwachsen. Solche Anforderungen der Wirklichkeit klar zu erkennen, nicht blind zu sein für die Probleme, die uns begegnen, das ist ein wesentlicher Bestandteil der Bildung. Daher ist es wichtig und überaus wertvoll, daß die Schule die erzieherische Bedeutung der Aufgabe im Sinne des zu Vervollkommenden, des Abzurundenden erkennt und entsprechend verfährt, ohne dabei in eine „Selbsttätigkeit" hineinzuführen, die aus der Aufgabe ein Spiel macht oder machen möchte.

Der Mathematikunterricht ist in besonderem Maße geeignet und dazu bestimmt, junge Menschen das Meistern von Aufgaben, das Sehen von Problemen zu lehren und unter stetiger Steigerung der Anforderungen sie mit den allgemeinen, nicht nur in der Mathematik geltenden umfassenden Bearbeitungsverfahren bekannt, vertraut und in der Handhabung selbständig zu machen. Dabei ist es für den Lernenden eine wesentliche Erleichterung, daß das Begriffsfundament, auf dem er seine Lösungen hochführt, zunächst fest und klar abgegrenzt ist. Sowohl Schul- als auch Hochschulmathematiker sind daher bestrebt, den Unterricht an den höheren Schulen aus dem manchmal alles überwuchernden Formeldrill mit seinem bestenfalls das Gedächtnis trainierenden öden Einheitsaufgaben herauszuführen hin zu einer tieferen Auffassung vom Wesen des Arbeitens und Forschens, insbesondere des mathematischen. Die bloß technische Anwendung auswendig gelernter Formeln und Lösungsschemata macht Platz der echten und eigenen Denkleistung beim Bearbeiten solcher Aufgaben, die eben keine schematische Bearbeitung zulassen. Aber immerhin läßt sich ein allgemeines Verfahren für das Lösen derartiger Probleme und Aufgaben angeben, das übrigens weit über den mathematischen Bezirk hinausreicht. Worin besteht nun dieses Verfahren?

Ehe diese Frage beantwortet wird, vielleicht kurz noch ein Wort über die Typen der mathematischen Schulaufgaben, damit derjenige, der von diesen Dingen bereits etwas entfernt ist, sich doch ein zutreffendes Bild machen kann. Sieht man ab von der Einteilung nach den Gebieten, aus denen die Aufgaben stammen (Arithmetik, Geometrie, Algebra, Differential-Integralrechnung, analytische Geometrie, sphärische Geometrie usw.), so können folgende Typen hinsichtlich des Zieles unterschieden werden:

a) Ein mathematisches Gebilde (algebraische Größe oder Ausdruck, Figur, Kurve usw.), das gewissen Bedingungen unterworfen ist und zu anderen Gebilden in gegebener oder noch genauer zu bestimmenden Beziehung steht, ist zu finden.
b) Eine genau formulierte Aussage, ein Satz, ist zu beweisen, unter Umständen sind seine Gültigkeitsgrenzen erst abzustecken.
c) Ein vermuteter, aber noch ungenau bekannter Zusammenhang mathematischer Gebilde ist erst herauszuarbeiten und anschließend zu beweisen.
d) Ein nicht rein mathematisches Problem, sei es beispielsweise naturwissenschaftlicher oder statistischer Art, ist zu untersuchen.

Alle solche Aufgaben bearbeitet man, und damit wird die oben gestellte Frage beantwortet, am besten in vier einzelnen Schritten.

I. Am Anfang der Bearbeitung einer jeden Aufgabe hat man sich zu fragen: Worum handelt es sich? Was ist verlangt? Was ist gesucht? Man muß sich in das Problem hineindenken, seinen mathematischen Gehalt herausschälen, kurz, die Aufgabe begriffen haben, ehe man zu arbeiten anfängt. Ein schlechter Arbeiter, der, ohne zu wissen, wozu und wohin seine Anstrengungen führen sollen, sein Werk beginnt! Von ihm sagt man mit Recht, daß er ungeduldig und ohne Arbeitsdisziplin, ohne geistige Zucht und Form ist. Das Hineindenken und Vorstoßen zum mathematischen Kern erleichtert man sich erheblich, wenn jeder Begriff u. jeder Ausdruck in der Aufgabe genau und erschöpfend vergegenwärtigt und ihr Inhalt auf das Problem hin geprüft wird. Nur so läßt sich Klarheit über das Geforderte erreichen.

II. Ist das gelungen, so wird man in besonders einfachen Fällen die Lösung unmittelbar geben können. Die Eigenschaft „einfach" ist allerdings eine Funktion der dem jeweiligen Bearbeiter verfügbaren Hilfsmittel, seiner Erfahrung und schließlich auch seiner Intelligenz. Ganz gewiß gilt: Je besser und vollständiger das Arbeitsgerät, um so leichter das Arbeiten! Das heißt also, daß man gewisse grundlegende, stets wiederkehrende Zusammenhänge gegenwärtig haben muß, die sich übrigens bei eingehender Hingabe an die Sache meist ganz von selbst einprägen.

Erscheint eine Aufgabe nicht unmittelbar lösbar, so bleibt nur, den Weg bis zur Lösung etappenweise zurückzulegen, Zwischenlösungen zu suchen, wobei man sich grundsätzlich zweier Wege bedienen kann. Die Wahl wird durch die

Art des Problems bestimmt. Einmal kann man sich schrittweise vom Gegebenen ausgehend vorwärts bewegen, stets das Ziel, das Geforderte vor Augen, das man, auch wenn Umwege unvermeidlich sein sollten, nicht verlieren darf. Zum anderen kann man von rückwärts her, ausgehend vom Gesuchten, den Lösungsweg aufzurollen, zu „entwickeln" versuchen, indem man die Aufgabe auf eine andere, einfachere zurückführt und dieses Verfahren unter Umständen wiederholt, bis schließlich die letzte der Teilaufgaben unmittelbar zu lösen ist. Dieses Zurückführen des Gesuchten, die Analysis, und das Vorwärtsführen des Gegebenen sind die wichtigsten und durchweg auch schwierigsten Phasen des gesamten Lösungsvorgangs u. stellen daher die Hauptvorteile dar. Oft muß man beide Wege miteinander verbinden, um beim Entfernen des Lösungsplans von der Stelle zu kommen. In diesem Abschnitt des Suchens und Arbeitens hat man ständig die Aufgabe umzuformen, die Fragen neu zu formulieren, das ganze Problem von verschiedenen Standpunkten aus zu untersuchen. Bei den vielfältigen Methoden der Aufgliederung und Betrachtungsweisen, die hier nicht angeführt werden können, ist wieder eines der stärksten Hilfsmittel das genaue und möglichst vollständige Aufschließen der benutzten Begriffe. Anders gesagt: Jeder auftretende Begriff, jeder Fachausdruck ist eingehend auf seinen Inhalt, seine Bedeutung hin zu betrachten und zu verwenden. Denn der ihm zugrunde liegende Sachverhalt hilft der vorstellungsmäßigen Entwicklung und liefert Ansatzstellen für weiterführende Überlegungen. Ferner sollte man sich häufig, besonders wenn man irgendwo nicht weiter kommt, fragen: Habe ich alles in der Aufgabe Gegebene bereits restlos ausgeschöpft und auch benutzt? Ein unbeachtet gebliebener Zusammenhang oder Ausdruck, eingefügt in die bisherige Betrachtung und Planung, bringt die stockende Entwicklung wieder in Fluß und schließlich auch zum glücklichen Ende, an dem dann der „Plan" zur Lösung gewonnen ist.

III. Die dritte Stufe besteht nun in der Ausführung des Planes, im Aufbau der Lösung, wobei jetzt die auf die Analyse verwendete Mühe und Anstrengung ihre Früchte tragen wird. Besondere Schwierigkeiten können jetzt nicht mehr auftreten, wenn nur all das einzelne logisch und kunstgerecht aneinandergereiht und hochgeführt und dabei nicht vergessen wird, daß jeder eingefügte Teil vorher auf Eignung und Tragfähigkeit untersucht sein muß; ist dies noch nicht geschehen, so sind die entsprechenden Nachweise oder Begründungen noch anzugeben oder hinzuzufügen.

IV. Ist der Aufbau vollendet, so ist es unerläßlich, das Gesamtwerk kritisch zu überprüfen und sich zu fragen, ob das Ergebnis auch tatsächlich vernünftig und plausibel ist. Es ist sehr peinlich, wenn später ein die Arbeit Begutachtender auf den ersten Blick Fehler, seien es solche im Aufbau oder in der Voraussetzung oder gar in der Auswertung, entdeckt. Dann ist die mangelnde Sorgfalt offenbar geworden. Man wird ferner rückschauend prüfen, ob der zur Lösung eingeschlagene Weg der einzig mögliche war oder ob noch andere Wege zum selben Ziel führen. Hierbei lassen sich meist noch neue Einsichten gewinnen, und man kann seine bei dem Lösen gemachte Erfahrungen vervollständigen.

Nach dieser kurzen Darlegung des allgemeinen Lösungsverfahrens dürften die Bedeutung und der Gewinn aus solchen Übungen offenkundig sein. Man wird erkennen, daß im Vordergrund gar nicht so sehr das rein Fachliche steht, sondern die erzieherische Bedeutung der Aufgabe. Nicht nur, daß sie unsere Kräfte weckt, nein, sie wachsen auch an ihr. Mit jeder eingehend bearbeiteten Aufgabe hat sich unsere Arbeitsfähigkeit, unsere potentielle Energie erhöht. Darüber hinaus werden Scharfsinn und Erfindungskunst angeregt und gefördert. Wir lernen, unsere Gedanken, die sich beim Suchen der Lösung in mancherlei Richtungen bewegten, zu ordnen und beharrlich und konzentriert in der als richtig erkannten Richtung weiterzuarbeiten, stets uns selbst kontrollierend, damit wir nicht abirren. Haben wir das richtige Verhältnis zur Aufgabe gefunden, so muß es so sein, daß sie uns regelrecht gepackt hat, wir ganz von ihr erfüllt sind und erst dann wieder von ihr loskommen, wenn die Lösung gewonnen ist. Jeder, der an echten Aufgaben mit Erfolg gearbeitet und sich

nicht nur „zu schaffen" gemacht, nicht nur „beschäftigt" hat, wird nach der Vollendung mit berechtigtem Stolz und mit Befriedigung auf sein Werk blicken. Das ist der Lohn für das Vollbrachte. Aber nicht der einzige; hinzu kommen das Gefühl der Sicherheit und das Vertrauen in die eigene Leistungsfähigkeit. Beide befähigen uns wieder zu neuen Anstrengungen und tragen dazu bei, daß bei neuen und vielleicht schwierigeren Aufgaben unser Mut und unsere Ausdauer nicht erlahmen.
Diese wenigen Andeutungen werden zur Genüge erkennen lassen, von welch umfassender Bedeutung für einen sich bildenden Menschen die Auseinandersetzung mit Aufgaben ist. Für den Schüler werden sie noch ausgesucht, seinen Kräften gut angepaßt, damit er an ihnen lernen kann, wie man sachlichen Forderungen begegnet, ihnen gerecht wird und sie meistert.

Hahn.

PALAESTRA

„Palaestra", den Humanisten ein Begriff als Ringschule im alten Griechenland, den höheren Schülern Hamburg-Altonas seit der Jahrhundertwende zudem ein Begriff als Schülerturnerschaft am Christianeum. Ein dickes ledergebundenes Buch mit Messingknöpfen, die Chronik der „Palaestra", die alle Stürme und Widrigkeiten überdauert hat, gibt Auskunft über die Geschichte dieses Vereins.
Neben der „Klio", die auf ein wesentlich größeres Alter zurückblicken konnte und der die Pflege der Geschichtswissenschaft oblag, war von mehreren Primanern im Jahre 1899 ein Turnverein gegründet worden. Damit wurde einem dringenden Bedürfnis Rechnung getragen, da neben der geistigen Beanspruchung und Schulung, die auf den Gymnasien alter Zeit ein ausschließliches Vorrecht hatten, als Ausgleich die körperliche Ausbildung im Turnen und Sport gepflegt wurde. Zunächst stießen die Schüler auf wenig Verständnis bei ihrem Schulleiter und den Lehrern. Man befürchtete eine zu große Ablenkung von den Schulpflichten. Nur zögernd und mit Vorbehalten gab der Direktor seine Zustimmung zur Gründung des Turnvereins. Auch der erste Protektor stand dem Verein skeptisch gegenüber. Aber die Schüler bewiesen, daß sie ernsthaft ein Ziel verfolgten und daß es eine wertvolle Aufgabe war, die sie sich selber gestellt hatten. Und so wurde das innere Widerstreben seitens der Schulleitung und der Lehrerschaft langsam, aber sicher überwunden und in Interesse und Unterstützung gewandelt. Die turnerischen Leistungen der Palaestriten verbesserte sich zusehends, ohne daß ihre Leistungen in der Schule darunter litten. Im Gegenteil, der alte lateinische Spruch mens sana in corpore sano fand hier eine erneute Bestätigung.
Mit der Zeit trat die „Palaestra" auch in der Öffentlichkeit auf und machte von sich reden. Aber das Ziel war nicht nur, hervorragende Leistungen zu erreichen. Vor allem sollte sich der junge Palaestrit selbst erziehen. Er lernte, eine einmal übernommene Verpflichtung einzuhalten und bei der Stange zu bleiben. Mit anderen Worten, er wurde zur Zielstrebigkeit und zum Pflichtbewußtsein erzogen. Er selbst merkte, daß man durch eisernes Üben viel aus sich herausholen kann, mehr als man zunächst für möglich hält. Selbst schwächliche Jungen wurden kräftig und tüchtig. Diese Erkenntnis gab ihnen Selbstbewußtsein und Sicherheit.
So wissen die „Alten Herren" noch heute mit Begeisterung davon zu erzählen, wie sie körperliche Schwächen, Unsicherheit, Willensmangel, ja Minderwertigkeitskomplexe durch steten Einsatz und hilfsbereite Kameradschaft überwinden lernten, sich körperlich überraschend entwickelten, ein gesundes Selbstvertrauen erwarben und es dadurch zu wirklichen Leistungen brachten. Dafür sind sie ihrem alten Verein dankbar und blieben ihm alle Zeit treu und unlösbar verbunden.
Der Weltkrieg 1914/18 brachte die erste große Bewährungsprobe seit Bestehen der „Palaestra". Auch die Palaestriten haben ihren Teil an der Last des Krieges getragen. Fast alle aktiven Palaestriten haben sich freiwillig von der Schulbank aus zur Front gemeldet, wie es von gesunden und kräftigen jungen Deutschen damals erwartet wurde. 33 aus den Reihen der „Palaestra"

sind seinerzeit gefallen. Dann kam die Zeit der Revolution und der politischen Wirren. Die „Palaestra" hielt an ihrer Tradition fest. Neben körperlicher Ertüchtigung waren Zuverlässigkeit, Pflichtgefühl und Treue ihr Ziel. Sie war schon längst eine Gemeinschaft geworden, der angehören zu dürfen ein Vorzug war und deren Bande nicht nur in der Schule, sondern durchs ganze Leben hindurch hielten. Das zeigte sich bei der Enthüllungsfeier für die Ehrentafel der gefallenen Palaestriten im Jahre 1920, als die „Alten Herren" aus allen Gauen Deutschlands zusammenströmten, um dieser Feier beizuwohnen.
Das Jahr 1936 brachte das scheinbare Ende unseres geliebten Vereins, als durch die Gleichschaltung alle Sondervereine der Auflösung verfielen. Für die alten Palaestriten blieb das Band bestehen. Als im Jahre 1948 der Verein ehemaliger Christianeer zu einem ersten allgemeinen Treffen aufrief, sahen sich etliche alte Palaestriten wieder, und das Verhältnis war genau so innig und vertraut wie einst, als ob es nie eine Unterbrechung erfahren hätte.
Bei dieser Gelegenheit wurde der Gedanke wach, die „Palaestra" wieder ins Leben zu rufen. Zunächst wurde der „Alte Herren-Verband" wieder gegründet. Bei der Gründungsfeier beschloß man, an den Direktor des Christianeums heranzutreten mit der Bitte, die Wiedergründung des Vereins an der Schule zu unterstützen. Dem Wunsche wurde entsprochen, und so wurde genau 50 Jahre nach der Geburt der alten „Palaestra" anknüpfend an ihre Tradition wieder eine Schülerturnerschaft dieses Namens am Christianeum gegründet. Trotz aller Schwierigkeiten hat sich die neuerstandene „Palaestra" in den drei Jahren ihres Bestehens wieder zu einem beachtlichen Verein entwickelt. Mit Freuden haben die alten Palaestriten bei einer Turnveranstaltung des Christianeums im „Haus der Jugend" in Altona im März dieses Jahres feststellen können, daß die jungen Mitglieder unter Anleitung ihres Protektors, Studienrat Jacobi, beachtliche Leistungen aufweisen konnten. Die Frische und Fröhlichkeit sowie die Sicherheit, die diesen Vorführungen das Gepräge gaben, sie alle waren nur möglich durch das festverankerte Bewußtsein der Körperbeherrschung, ein richtig bemessenes Selbstvertrauen und nicht zuletzt einen strafgespannten Willen zur Leistung. Dazu soll und wird in der „Palaestra" im kleinen Kreise eines wieder zur Geltung kommen, was im großen Rahmen so dringend notwendig ist: Achtung und Treue dem einzelnen wie auch der Gemeinschaft gegenüber.
Zum Schluß sei hier noch eines Mannes gedacht, der in den langen Jahren, während er das Protektorat der „Palaestra" innehatte, ihr immer größtes Interesse entgegengebracht und sich hervorragende Verdienste um ihre Entwicklung erworben hat. Es ist der allverehrte Professor Holst, der im 89. Lebensjahr steht und seinen Lebensabend in Großflottbek in der Bellmannstraße 19 verbringt. Wir grüßen ihn von dieser Stelle aus in besonders herzlicher Dankbarkeit.

Meisner.

LEIBESERZIEHUNG UND BEWEGUNGSSCHULUNG

Zu einer Veranstaltung ganz besonderer Art rief unsere Schule am Ende des vorigen Schuljahres Eltern und Freunde in das „Haus der Jugend" in Altona: Auf der geräumigen Bühne dieses Theaters gaben unsere Jungen den in erfreulich großer Zahl erschienenen Gästen einen lebendigen Eindruck von der am Christianeum tagtäglich geübten Leibeserziehung.
Es begann mit einem beklemmenden Rückblick in eine — wie es scheinen wollte — eisgraue Vorzeit, wo vorsorglich gegen jeden Luftzutritt verpackte Knaben nach zackigem Kommando mit lustloser Miene in mechanischer Gleichförmigkeit jene Körperverrenkungen vornahmen, die noch dazu die offenbar nur ironisch gemeinte Bezeichnung „Frei"-Übungen trugen. Dann aber strömte mit jubelndem Ungestüm die jetzt heranwachsende Generation auf den Schauplatz und gab unter dem Motto „Leibeserziehung durch Bewegungsschulung" ein farbig-bewegtes Bild von ihrem eigenen Wollen und Können.
Aus der einfachen natürlichen Bewegung, die wie von selbst sich zu ergeben scheint, muß alles sich entwickeln, was dem Leibe dienen soll. Sie kann nicht auf Befehl hervorgerufen, darf durch keinen falschen Zwang eingeengt und

durch keine voreilige Hilfestellung überfordert werden; sie folgt dem innewohnenden Trieb und führt zur echten Leistung nur, wenn sie stets aus dem „Schwerpunkt" kommt. Daß diese Bewegung natürlich bleibt, einfach und selbstverständlich, daß sie Freude macht, auch da noch, wo sie kompliziert erscheint und äußerste Anspannung erfordert, das ist das Ziel, das sich unser neuer Turnunterricht gestellt hat.
Mit Tummelspielen fing es an: Hindernisläufe und einfache Gruppenspiele, bei denen noch ganz elementar gelaufen, gesprungen, gekrochen und gehüpft wird — das lockert auf, erweckt die Freude am Sich-Bewegen und reizt zur Steigerung. Dann folgten Übungen mit dem einfachen Gerät, dem Stab, der Keule, dem leichten und dem schweren Ball, dem Sprungseil: auch hier alles „in Schwung" und von innen her bewegt. Rhythmischer Einklang mit einem Partner oder einer kleinen Gruppe führt zu echter, aus freiwilliger Einordnung entspringender Disziplin.
Und dann ging's ans Gerät, und es zeigte sich, daß diese Jungen auch am Barren, Kasten, Reck und Pferd allen Anforderungen gewachsen sind und sich mit ernstem Willen um die höchste Leistung bemühen. Diesen Erfolg mußte ihnen der „Neid" selbst alterfahrener Palaestriten lassen.
Ein kurzes, scharfes Korbballspiel auf kleinstem Raum, ein Indianertanz und rhythmische Vorübungen der „Kleinen" leiteten über zu den abschließenden Gemeinschaftstänzen, die in erfreulich schlichter und gelöster Form zusammen mit Schülerinnen der Oberschule für Mädchen, Gr.-Flottbek, vorgeführt wurden. So wurde deutlich, daß die Leibesübungen im Christianeum nicht nur so am Rande „auch" betrieben werden, daß sie aber auch nicht nur ein angenehmer und bequemer „Ausgleich" sind oder eine „Erholung" von den geistigen Anstrengungen der wissenschaftlichen Hauptfächer, sondern deren notwendige Ergänzung, um die es sich genau so ernst und sorgfältig zu bemühen gilt wie um die alten Sprachen und die Mathematik.
Dafür, daß dieser vielseitige Querschnitt durch den gewandelten Turnunterricht an unserer Schule so eindrucksvoll und überzeugend gestaltet war, gebührt Anerkennung und Dank vor allem dem Initiator und Organisator dieser Veranstaltung, Herrn Studienrat Jacobi, der gemeinsam mit den übrigen Herren vom Fach die vielseitige Programmfolge zusammengestellt und eingeübt und in erstaunlicher Disziplin hat abrollen lassen. Die ernste Begeisterung, mit der die große Schar der mitwirkenden Schüler sich für das Gelingen einsetzte, war der augenfällige Beweis für die Richtigkeit dieses neuen Weges in der Leibeserziehung.

Paschen.

Schulhumor

„Ubii ad Caesarem legatos mittunt; petunt atque orant, ut sibi parceret." — Die Ubier schicken Gesandte zu Caesar; sie bitten inständig, er möge sich schonen (10 g).

Jahresbericht

des Vereins der Freunde des Christianeums
Geschäftsjahr 1951/1952.

Am 31. März 1952 ist das 13. Geschäftsjahr des Vereins zu Ende gegangen. Da ein Bedürfnis für die Abhaltung einer Mitgliederversammlung nicht erkennbar, auch von keiner Seite ein dahingehender Wunsch geäußert ist, hat der Vorstand beschlossen, auch in diesem Jahre davon Abstand zu nehmen und die Mitglieder durch diesen Jahresbericht zu unterrichten. Sollte die Abhaltung einer Mitgliederversammlung gewünscht werden, so wird gebeten, einen entsprechenden Antrag dem Vorstande vorzulegen.
Die Mitgliederzahl ist im Steigen begriffen. Während am 1. April 1951 einschließlich der Spender dem Verein 505 Mitglieder angehörten, ist der Bestand bis zum 1. April 1952 auf 541 gestiegen; am 1. Mai 1952 war aber bereits die Grenze von 600 überschritten. Der im letzten Jahresbericht an die Eltern der Schüler gerichtete Appell, vollzählig Mitglieder des Vereins zu werden, war nicht vergeblich. Während bisher nur etwa die Hälfte der Eltern Mitglieder waren, sind es jetzt von 640 einschließlich der Spender 359. Erstrebenswert

ist, daß sämtliche Eltern im Interesse ihrer Kinder und der Schule sich dem Verein anschließen. Die Leistungsfähigkeit des Vereins wird dadurch gesteigert. Es darf dabei darauf hingewiesen werden, daß es den sehr dankenswerten Bemühungen unseres Schatzmeisters Dr. Nissen gelungen ist, zu erreichen, daß der Verein als „gemeinnützig und besonders förderungsbedürftig" anerkannt ist. Diejenigen Beträge, die über die laufenden Beiträge hinaus an den Verein gezahlt werden, sind steuerbegünstigt. Jeder spart heute gern Steuern, selbst wenn es eine Kleinigkeit kostet.

Der Vorstand hielt am 18. Oktober 1951 und am 18. Januar 1952 Sitzungen ab. Das Mitteilungsblatt erschien dreimal und fand nach Form und Inhalt Zustimmung und Beifall. Unserem Schriftleiter, Dr. R. Schmidt, gebührt Anerkennung und Dank. Die Mitglieder, insbesondere die ehemaligen Schüler, werden gebeten, den Schriftführer durch Beiträge zu unterstützen.

Die Kassenverhältnisse sind geordnet. Die Abrechnung stellt sich wie folgt:

Einnahmen:

Bestand am 1. April 1951	1251,52 DM
Beiträge und Spenden	1958,— DM
Sonderspenden	724,40 DM
Beiträge des V. e. C.	362,50 DM
Einnahmen aus dem Winterfest	2084,— DM
Sonstiges	42,08 DM
	6422,50 DM

Ausgaben:

Druck der Zeitschrift	1387,— DM
Drucksachen	154,— DM
Bürobedarf	252,36 DM
Porto, Telephon	203,39 DM
Steuern und Gebühren	387,38 DM
Unkosten zum Winterfest	688,20 DM
Sonstiges	122,65 DM
An das Christianeum abgeführt	2545,— DM
Bestand am 1. April 1952	682,52 DM
	6422,50 DM

Hervorzuheben ist davon die erhebliche Zuwendung an die Schule im Berichtsjahre in Höhe von 2545 — DM, die als Leistung des Vereins bemerkenswert ist. Über die Verwendung des Betrages wird der Schatzmeister an anderer Stelle berichten.

Die Kassenführung ist durch die zu Kassenprüfern ernannten Studienräte Hamfeldt und Smith überprüft und für richtig befunden. Dem Schatzmeister wird demgemäß Entlastung erteilt.

Vorwärts zu neuem Planen und neuen Taten im Geschäftsjahr 1952/1953!

Für den Verein der Freunde des Christianeums Raabe.

Familien-Nachrichten

Verlobt:

Karl Heinz Bettels mit Lisa Lasse. November 1951.
Dr. med. dent. Harro Mentzel mit Erika Polysius. Dezember 1951.
Diethart Michalski (Abit. 1949) mit Ursula Wandke. Dezember 1951.
Dr. med. Hans Dahms mit Christel Berns. Januar 1952.
Hajo Wandschneider mit Helga Riecke. Januar 1952.
Dr. Werner Sorge mif Inga Bohlen. Ostern 1952.
Wolfgang Körner mit Margret Jarks. Ostern 1952.
Dipl.-Ing. Helmut Eichmeyer mit Elisabeth Paul (Goslar).

Verheiratet:

Horst Muth mit Rosemarie geb. Rayner. Hamburg-Blankenese im Dezember 1951.
Hans Carsten Hager mit Hannelore geb. Fahning. 1. März 1952.
Dr. Henning Baur mit Inge geb. Klinkisch. 15. März 1952.
Dipl.-Ing. Klaus Kohbroth mit Gerda geb. Glaubitz. 22. März 1952.

Cand. med. Hermann Richter mit Ingeborg geb. Viechelmann.
Ostern 1952.
Dr. med. dent. Harro Menzel mit Erika geb. Polysius. Mai 1952.

Geboren:
Sohn: Claus Christoph Gerhard am 4. Dezember 1951.
Claus Hachmann, Gr.-Flottbek.
Sohn: Jürgen Thomas am 20. April 1952.
Otto-Winand Hillebrecht (Jhrg. 1939).

Dr. med. Alexander Schüppel, Arzt, Hbg.-Großflottbek, Schwindstr. 15 ist am 4. Juni 1952 im Alter von 66 Jahren gest. Mitgl. d. V. d. Fr. d. Chr.

Der Vorsitzende der V.e.C., Herr Otto v. Zerssen (Abitur. 1911), wurde am 1. Dezember 1952 zum Leitenden Regierungsdirektor ernannt.
Zum Dr. jur. promovierten: Wolfgang Rebatten, Henning Baur.
Der ehemalige Direktor des Christianeums, Oberstudiendirektor Dr. Lau, begeht am 15. Oktober 1952 das Fest seines 70. Geburtstages.
Der ehemalige Schüler des Christianeums, Hermann Meloch (Ab. 1910), Stockholm, bewies seine Verbundenheit mit der V.e.C. durch eine Reihe langer Briefe.
Von seiner Schwester, Frau Janzen, erhielten wir die Mitteilung, daß der ehemalige Schüler des Christianeums, Edgar Junghans, am 25. Januar 1945 bei Tapiau (Ostpreußen) gefallen ist.
Bei den freundlichst zugedachten und dringend erbetenen Familien-Nachrichten bzw. Angaben über persönliche Schicksale bittet um recht deutliche Schrift

der Herausgeber.

VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER

Bericht über die Versammlung der V.e.C. am 16. April 1952

Offenbar hatte sich „Haus Hochkamp" als Tagungsort für die Dezember-Versammlung bewährt. So kam die V.e.C. — daß sie weiblich ist („Vereinigung") und nicht männlich („eingetragener Verein"), war auf der Dezember-Versammlung mit Mehrheit beschlossen! — zur Osterversammlung wieder dort zusammen.
Eine Klasse beging offiziell ihren Klassenabend im Rahmen der Veranstaltung (zur Nachahmung empfohlen!). Aber auch andere Jahrgänge waren gut vertreten. Der Vorsitzende, Leitender Regierungsdirektor v. Zerssen, gab in seiner Begrüßungsansprache der Freude Ausdruck, daß auch eine größere Anzahl von ehemaligen und jetzigen Mitgliedern des Lehrkörpers, welche sich stets der V.eC. besonders verbunden gezeigt hatte, zugegen war. Er begrüßte dann aber vor allem die Vertreter des jüngsten Jahrganges der Ehemaligen und gab der Hoffnung Ausdruck, daß sie sich im Kreise der V.e.C. auch in Zukunft wohlfühlen möchten.
Auf Anfrage eines jüngeren Mitgliedes berichtete Herr Oberstudiendirektor Dr. Lange über die vielseitigen Bemühungen, die Wissenschaftliche Oberschule am Christianeum zu erhalten. Daß die Bemühungen nach vielfachen Verhandlungen und Beratungen, auch in der Deputation der Schulbehörde, vergeblich gewesen sind, wurde allseitig mit tiefem Bedauern zur Kenntnis genommen.
vergeblich gewesen sind, wurde selbstverständlich allseitig mit tiefem Bedauern zur Kenntnis genommen.
Später brachte der Vorsitzende das Programm für die weiteren Veranstaltungen des Jahres 1952 zur Aussprache. Alles war für eine Barkassenfahrt auch in diesem Jahr. Als Ziel siegte die Unterelbe mit Mehrheit über die Oberelbe. Auch wurde wieder einem Sonnabend der Vorzug vor einem Sonntag gegeben, man könne ja noch später heimfahren, um Zeit zu gewinnen. Tag der Fahrt: Ende Juni oder Anfang Juli, möglichst der letztere Termin (wegen des Ersten!). Die Ebbe- und Flutverhältnisse werden entscheiden müssen. Und Anfang September dann traditionsgemäß nach Pinneberg! Ist die Entfernung nach dorthin wirklich zu groß und die Verbindung nicht günstig genug?
Erst nach Mitternacht verließen die letzten Teilnehmer die gastliche Stätte.

Buchhinweis
Pastor i. R. Franz Muuß, ehemaliger Christianeer, Abiturient 1880, hat seine kleine Schrift „die Bibel und das Einheitsgesangbuch in ihrem Zusammenklang" auf dringenden Wunsch im Selbstverlag neu herausgegeben. Da von dieser Auflage noch ein größerer Rest vorhanden ist, bietet er diese Hefte als Geschenk besonders den Pastoren und Religionslehrern an, die aus dem Christianeum hervorgegangen sind, und bittet die Interessenten, sich deshalb mit ihm in Verbindung zu setzen. Seine Anschrift: Flensburg, Wrangelstr. 23.

Mitgliedsbeiträge
Der Kassenwart, Carl Liesegang, Hamburg-Rissen, Wespenstieg 1, bittet um recht baldige Zahlung der Mitglieder-Beiträge. Der Beitrag für das Geschäftsjahr der V.e.C., das dem Kalenderjahr entspricht, beträgt 3,— DM. Leider sind für 1952 bis jetzt nur sehr wenige Beiträge eingegangen. Bedauerlicherweise fehlen aber auch noch sehr viele Beiträge für 1950 und 1951. Das Mitteilungsblatt kann nur dann regelmäßig zugestellt werden, wenn die Beiträge pünktlich gezahlt werden.
Zahlungen werden erbeten an:
Postscheckkonto Hamburg 107 80 oder
Hamburger Sparkasse von 1827, Kontonummer 65e/982 729.

Verein der Freunde des Christianeums
Mit dem 1. April 1952 hat das neue Geschäftsjahr des „Vereins der Freunde des Christianeums zu Hamburg-Altona" begonnen. Damit ist der Beitrag für das neue Jahr 1952/53 fällig (nach § 5 der Satzung zahlbar zu Beginn des Geschäftsjahres). Es fehlen auch noch die Beiträge einiger Mitglieder für 1951/52. Geldzusendungen bitte ich nur auf folgende Konten zu überweisen:
1. **Postscheckkonto Hamburg Nr. 402 80,**
2. **Neue Sparkasse von 1864 in Hamburg Nr. 42/212.**
(Kontoinhaber „Verein der Freunde des Christianeums")

Barzahlung ist auch möglich an den Hausmeister des Christianeums, Hamburg-Groß-Flottbek, Behringstr. 200.
Da ein Schülervater dem Christianeum die Vorhänge in der Aula und im Lehrerzimmer schenkte, konnte der Verein die im vorigen Mitteilungsheft genannten 2545,— DM für einen Plattenkondensator (Physikunterricht), für Lichtbilder (antike Kunstgeschichte), für zwei Hörner und eine Trompete (Musikunterricht) sowie für viele Bücher (Bücherei) verwenden.
Das nächste Winterfest findet am **Sonnabend, 8. November 1952,** in gewohnter Weise in der Elbschloßbrauerei Nienstedten statt. Alle Mitglieder wollen diesen Tag bitte für unser Fest freihalten!
Im März d. J. hat das Finanzamt für Körperschaften in Hamburg anerkannt, daß der „Verein der Freunde des Christianeums" nach seinen Satzungen und nach seiner Geschäftsführung ausschließlich und unmittelbar gemeinnützigen (Förderung der Erziehung und Volksbildung) Zwecken dient. Das fällt unter Ziffer 5 der als besonders förderungswürdig anerkannten gemeinnützigen Zwecke (vgl. Anlage 10 zu den Einkommensteuer-Richtlinien 1950 und Steuer- und Zollblatt 1949 Seite 355). Danach sind Zuwendungen dieser Art als „Sonderausgaben" oder als „abzugsfähige Ausgaben" im Rahmen des gesetzlich zugelassenen Höchstbetrages abzugsfähig. Grundsätzlich kann man die über den Vereinsbeitrag von 3,— DM hinausgehenden Spenden in diesem Sinne bei der Steuer berücksichtigen. Der Verein stellt für jede Spende von mindestens 10,— DM einen sog. Spendenschein unaufgefordert aus, den der Spender beim Finanzamt vorlegen kann. Wer für den „Verein der Freunde des Christianeums" spendet, kann Steuern sparen. Wir möchten darum die Freunde des Christianeums auf diese neue Möglichkeit hinweisen.
Dr. N. W. Nissen, Hamburg-Altona, Lisztstr. 45 II, Fernspr. 42 91 24.

Barkassenfahrt
Der Verein der Freunde macht aufmerksam auf die von der Vereinigung ehemaliger Christianeer für Sonnabend, den 5. Juli 1952, vorgesehene Barkassenfahrt nach Glückstadt. Er bittet seine Mitglieder um rege Beteiligung.
Näheres siehe 2. Seite

Schriftleiter: Dr. Schmidt, Hamb.-Altona, Philosophenweg 8. — Druck von Kahl & Domms.

CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE
DES CHRISTIANEUMS IN VERBINDUNG
MIT DER VEREINIGUNG EHEM. CHRISTIANEER

8. JAHRGANG - HEFT 2 - DEZEMBER 1952

AUS DEM LEBEN DER SCHULE

Der Oberschulzweig des Christianeums blickt in diesem Jahre auf eine 50jährige segensreiche Wirksamkeit zurück. Wegen des von der Schulbehörde zu Ostern angeordneten allmählichen Abbaues dieses Zweiges wurde von einer Feier des Jubiläums abgesehen. Um so freudiger begrüßte der Direktor in einer Feierstunde am 1. Schultag den diesjährigen von der Grundschule einrückenden besonders starken Jahrgang, 152 neue Christianeer mit den zahlreich erschienenen Eltern. Die musikalischen Darbietungen des Chors und Orchesters unter der Stabführung von Koll. Borm und das von einer 8. Klasse aufgeführte lustige Spiel „Der Schalk von Schilda" unter der Regie von Koll. Arndt schlugen die Herzen schnell in Bann und ließen unsere Jüngsten voll Vertrauen und hoffnungsvoller Erwartung dem Neuen und Geheimnisvollen, das nun einmal die neue große Schule umwittert, entgegengehen.

Von weiteren Gemeinschaftsveranstaltungen verdienen Erwähnung:

28. 5. Bach-Konzert, ausgeführt vom Elternchor des Christianeums, dem Schulchor, dem durch Eltern und Freunde verstärkten Schulorchester und Solisten (Leitung: St. R. Borm).
29. 5. Frühlingsfeier: „Wer recht in Freuden wandern will".
20. 8. Niederdeutscher Vortrag des Reuter-Rezitators Ernst Hameister.
30. 8. Sommerfest des Christianeums im Altonaer Volkspark.
2. 9. Offener Unterrichtstag.
3.— 4. 9. Schul-Sportwettkämpfe.
7. 9. Der traditionelle Elbelauf, aus dem das Christianeum wieder als Sieger mit dem Wanderpreis hervorging.
9. 9. Schwimm-Wettkämpfe.
10. 9. Sportfest der wissenschaftlichen Oberschulen im Hammer-Park.
13. 9. Klaus-Groth-Gedenkstunde im Rahmen der Niederdeutschen Woche.
16. 10. Dichter-Lesung: Hans-Erich Nossack.
31. 10. Reformationsfeier, in deren Mittelpunkt die Ansprache des Koll. Groth stand.

Die Klassenfahrten fanden wieder zu einem einheitlichen Termin, der sich vorzüglich bewährt hat, in der Zeit unmittelbar vor den Sommerferien, statt; sie brachten viel Freude und zugleich reichen pädagogischen Ertrag.

Die vielseitigen Beziehungen zum Ausland wurden durch Briefwechsel und gegenseitige Schüler-Besuche weiter gepflegt und vertieft. Im nächsten Jahr setzt das Christianeum den so erfolgreich verlaufenen Schüleraustausch mit seinem Partner, der Grammer School in Acklam Hall, fort. Die Vorarbeiten sind bereits in Angriff genommen.

Während sich die Beschränkung der Prüfungsfächer in der Reifeprüfung u. E. bereits gut bewährt hat, haben die Pläne der Schulbehörde für eine freiere Gestaltung des Unterrichts auf der Oberstufe noch keine völlig feste Form gewonnen. Hoffentlich wird auch hier die alte lateinische Weisheit des multum, non multa gebührend beachtet. Das Lehrerkollegium zeigte seine Aufgeschlossenheit für das neue pädagogische Wollen durch die Einrichtung von Arbeitsgemeinschaften, die nicht etwa ein Spezialistentum züchten, sondern durch vertiefte Behandlung eines Gebietes die vorhandenen allgemeinen Anlagen erzieherisch fruchtbarer entwickeln sollen.

Der Lehrkörper blieb leider von einschneidenden Änderungen nicht verschont. Für die an die Volksschule abgeordneten Kollegen Smith, Voß und Weise traten die Studienräte Arnold und Bock sowie Stud.-Ass. Dührsen, der nach glücklich bestandenem pädagogischen Examen einen vollen Lehrauftrag am Christianeum erhielt, in das Lehrerkollegium ein. Erfreulicherweise kehrte Koll. Griesbach, für den Unterricht in den Leibesübungen dringend benötigt, nach einjähriger Abordnung an die Schule zurück. Zu Michaelis verließ uns Koll. Dr. Feldmann, um als Dozent einem ehrenvollen Ruf an die staatliche Hochschule für Musik Folge zu leisten; an seine Stelle trat Stud.-Rat Dr. Machner. Zur Ausbildung wurden dem Chr. zugeteilt die Studienreferendare Streubel, Begemann, Giersch, Krause, Juhl, Dr. Classen und Dr. Hoffmann. Die

Kollegen Prof. Oppermann und Dr. Knop wurden als Beamte in den hamburgischen Schuldienst übernommen.
Das Winterfest des Vereins der Freunde des Christianeums am 8. November in der Elbschloßbrauerei erfreute sich wieder eines regen Besuches. Von dem Reinertrag stellte der Veranstalter 2321,— DM dem Christianeum für Schulzwecke zur Verfügung, wofür dem Spender auch an dieser Stelle herzlich gedankt sei.
Dem Elternrat des Christianeums gehören für das neue Schuljahr folgende Elternvertreter an:

Herr Werner Sieveking, Hochkamp, Reichskanzlerstraße 32
als 1. Vorsitzender
Herr Dr. Wilhelm Bosse, Gr.-Flottbek, Ebertallee 22
als stellv. Vorsitzender und Schriftführer
Herr Heinrich Sanders
Herr Kurt Erler
Frau Elisabeth Höhne
Herr Prof. Dr. Kowitz
Herr Berthold von Ehren
Frau Hanna Biermann-Ratjen
Herr Hermann Breckwoldt

ferner außer dem Schulleiter als Vertreter des Lehrerkollegiums die Herren Hermann Hamfeldt und Johannes Flügge.

Lange

PROFESSOR JOHANN HOLST 90 JAHRE ALT
OBERSTUDIENDIREKTOR DR. HERMANN LAU 70 JAHRE ALT

Beiden Jubilaren, die sich körperlicher und geistiger Frische erfreuen, überbrachte der Direktor die Glückwünsche ihrer alten Schule und überreichte dem letzteren eine Glückwunschadresse folgenden Inhalts:

Q. F. F. F. S.
HERMANNO LAU
septuagenario
viro doctissimo rectori optimo magistro
dilectissimo
qui octo per annos Christianeum Altonense temporibus nubilis
et fortiter et sapienter rexit
qui collegas consilio auxilioque amicissime semper adiuvit
qui iuvenum puerorumque adhuc rudes animos doctrina finxit
disciplina firmavit humanitate pellexit
qui vir vere humanus iustitia sapientia clementia semper usus est
qui vir vere Christianus pietatis officia per totam vitam praestitit
rector professores discipuli
Christianei Altonensis
deum rite prius adprecati
grato pioque gratulantur animo
Altonae Idibus Octobribus MDCCCCLII

Professor Johann Holst wurde als Sohn eines Kaufmannes am 3. Nov. 1862 in Meldorf geboren, wo er auf dem Gymnasium die Reifeprüfung ablegte. Nach Absolvierung seines Studiums in Kiel und Berlin kam der junge Lehramtskandidat an das Gymnasium nach Ratzeburg, von wo aus er 1889 als wissenschaftlicher Hilfslehrer an das Christianeum berufen wurde. 1892 wurde er zum Oberlehrer ernannt. Am Christianeum hat Johann Holst bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1930, also über 40 Jahre, erfolgreich gewirkt.
Professor Holst sah seine Aufgabe nicht nur darin, seinen Schülern das erforderliche Pensum systematischen Wissens zu vermitteln, sondern auch darin, sie zu frischen und charakterfesten, verantwortlichen Menschen zu erziehen. Hierzu boten ihm seine Hauptunterrichtsfächer Latein, Deutsch und Turnen hinreichend Gelegenheit. Er erfreute sich bei seinen Quartanern gleicher Beliebtheit wie bei den Primanern, weil er immer mit der Jugend lebte. Die Schulausflüge, das

Einkaufen der Preise für die Wettkämpfe und der Tanz am Schulfest in Pinneberg bereiteten dem Lehrer ebensoviel Freude wie den Schülern.
Die neun Jahrzehnte haben ihren Tribut gefordert. Doch kann man den alten Herrn täglich auf seinen Spaziergängen in Flottbek sehen. Bewundernswert ist die geistige Frische und das genaue Erinnerungsvermögen. Leider gestatten die Augen nicht mehr ein selbständiges Lesen. Täglich läßt sich Professor Holst die Zeitung vorlesen, so daß er über alle Zeitfragen im Bilde ist. Sein Kummer dabei ist nur, daß ihm seine Hausdame etwas unterschlagen würde, was ihn besonders interessiert! Stets wird aber neben der Zeitung auch ein gutes Buch gelesen, und wenn Professor Holst dann bei einem genußreichen Plauderstündchen berichtet: „Wir lesen jetzt . . .", dann kann man sich um 50 Jahre zurückversetzt fühlen, als wir einst Cornelius Nepos lasen.
Der Heimgang der Gattin und der Verlust beider Söhne im Jahre 1946 trafen den alten Herrn schwer. Trost und Freude sind ihm seine beiden Enkelkinder. Zahlreich waren die Gratulanten, die sich am 3. November in der Bellmannstraße 19 einfanden. Kollegen, Freunde und alte Schüler hatten es sich nicht nehmen lassen, dem Jubilar dankbar die Hand zu drücken.
Die alten Christianeer wünschen ihrem verehrten Jonni noch viele Jahre voll Freude in bisheriger Frische. Ernst Franzenburg 1899—1909

ZUR CHRONIK UNSERER SCHULBÜHNE

Dank der bereitwilligen finanziellen Unterstützung durch den Verein der Freunde des Christianeums und einige großzügige Spender haben wir seit über einem Jahr in der Aula unseres Christianeums eine Schulbühne, die zwar unter den gegebenen Umständen nur behelfsmäßigen Charakter trägt, auf der sich aber gleichwohl seit der Dauer ihres Bestehens schon so Vielfältiges ereignet und abgespielt hat, daß es an der Zeit zu sein scheint, in einem ersten Rückblick die bisherigen Erfahrungen zu sammeln und zu registrieren. Dabei dürfte es sich erübrigen, den Sinn einer derartigen Einrichtung grundsätzlich aufzuzeigen und ihren pädagogischen Wert ausführlich zu begründen, nachdem nicht nur die Schüler durch ihre Begeisterung, sondern auch Eltern, Lehrer und Freunde der Schule durch ihre anerkennende Teilnahme gezeigt haben, daß sie mit dem Theaterspielen in der Schule einverstanden sind. Doch diese Zustimmung besagt noch nicht, ob auch Einmütigkeit darüber besteht, welches die rechte Art ist, wie man in der Schule Theater spielen soll. Nun gibt es freilich viele Arten, es richtig zu machen, aber es gibt nur eine falsche, und das ist die, die sich als Störung oder gar Gefährdung der gewohnten Unterrichtsarbeit auswirkt und mit den erzieherischen Grundsätzen, die unser Schulleben bestimmen, nicht im Einklang steht. Wir sind ja schließlich keine Schauspielschule, und das bedeutet, daß unsere Bühne genau wie alle anderen Einrichtungen und Veranstaltungen der Schule ausschließlich erzieherischen Aufgaben dienen muß. Sie soll zunächst nichts anderes sein als eine weitere Übungsstätte für unsere Jungen, auf der mit nicht geringerem Ernst gearbeitet werden soll als im Musiksaal, in der Turnhalle, im Zeichensaal und Werkraum und in jedem Klassenzimmer auch. Auf der Bühne geht es freilich um die Entfaltung von Kräften und Möglichkeiten unserer Jungen, die in dem bürgerlich geordneten Schulalltag sonst weithin brachzuliegen bzw. sich nur im disziplinarischen Bereiche zu entladen pflegen. Doch gerade hier öffnet sich ein weites Feld erziehlicher Verpflichtung.
Mit alledem ist schon gesagt, daß wir es weniger mit einer Schaubühne (trotz ihrer aus berufenem Munde anerkannten moralischen Wirkung) als vielmehr mit einer Spielbühne zu tun haben. Nicht das vielleicht einmal zu erwartende Publikum bestimmt die Richtung unserer Arbeit auf der Bühne, sondern der Spielende selbst. Ihm soll die Möglichkeit gegeben werden, sich einmal auszuspielen, wobei es allerdings nicht um Verstellung und um mehr oder weniger geschickte Imitation des Berufstheaters oder gar des Kinos gehen kann. Der Lehrer, der mit seiner Klasse eine Aufführung vorbereitet, ist kein verhinderter Regisseur, sondern auch hierbei nur Erzieher, und seine spielenden Schüler sind keine angehenden Filmstars, sondern junge Menschen, die durch die Verwandlung in eine „Rolle", deren Gestaltung den ganzen Menschen

und nicht nur den Verstand erfordert, zu sich selber finden wollen. Daß solch ein Tun für die Beteiligten enthemmend, lösend und befreiend wirken kann, ist bereits so oft ausgesprochen worden, daß es schon den Charakter einer Binsenweisheit angenommen hat. Und sie enthält denn auch im Grunde nur die h a l b e Wahrheit, weil dieses Spiel — ernsthaft und aufrichtig betrieben — nicht nur befreit; es bindet auch: Es löst die individuellen Kräfte und ordnet sie gleichzeitig der Spielgemeinschaft ein und unter, es macht nicht selbstbewußt allein, es macht zugleich bescheiden, es zeigt dem einzelnen nicht nur neue Seiten seines Wesens, sondern macht ihm ebenso die eigenen Grenzen sichtbar.

Es dürfen deshalb nicht nur die begabten Spieler, die gewiegten Komiker und talentierten Deklamierer, sich auf der Bühne tummeln oder gar ihren Eitelkeiten frönen, sondern a l l e Schüler müßten sich wenigstens einmal während ihrer Schulzeit darin versuchen und insbesondere die sogenannten Unbegabten, die angeblich nicht die geringste natürliche Anlage dafür mitbringen, was es im übrigen ebensowenig geben kann wie eine absolute Unmusikalität. Für diese ist auf jeden Fall der erzieherische Gewinn viel größer als für die „Kanonen", die dabei gleichsam nur als „Sauerteig" fungieren.

Von hier aus lassen sich nun auch die Maßstäbe bestimmen, die bei der Beurteilung und der Kritik an unseren Schüleraufführungen gelten sollen. In der so häufig gehörten, sicher gut gemeinten Einschätzung: „Für Schüler eine erstaunliche schauspielerische Leistung!" verrät sich doch nur Mangel an Verständnis für das eigentliche Anliegen unserer Spieler. Es wird mit diesen Worten der bedenkliche Vergleich mit der Berufsbühne heraufbeschworen. Zwischen ihr und der Schulbühne besteht indessen gar kein Wert-, sondern ein Wesensunterschied. Bei jener bleibt das Ziel der Arbeit immer die gelungene Aufführung, das Schulspiel aber lebt um seiner selbst willen und genügt sich im spielerischen Tun des Spielers. Deshalb darf aber auch nicht etwa die Forderung nach künstlerischer Ausgewogenheit und Vollendung eines Spieles den leitenden Gesichtspunkt für seine Beurteilung abgeben. Noch weniger freilich ist sein Wert aus dem vom Publikum gespendeten Beifall abzulesen und erst recht nicht aus dem oft zitierten Kassenerfolg. Da es sich letztlich um Erziehung handelt, kann es auch nur einen einzigen Gesichtspunkt der Bewertung geben, und das ist der der Redlichkeit. Zwei Fragen sind es, die wir an die Spieler stellen:

1. Meint ihr es mit eurem Spiele ehrlich? und
2. Habt ihr euch mit Ernst darum bemüht?

Daß es zur Lösung einer Spielaufgabe, und wenn es noch so lustig dabei zugeht, der gleichen Ernsthaftigkeit bedarf wie zu jeder anderen Leistung, kann nur den in Erstaunen setzen, der selbst noch niemals wirklich gespielt hat. Aber Ehrlichkeit beim Theaterspielen? Wo es doch gerade auf Verstellung, Firlefanz und Mummerei hinauslaufen soll? Gewiß! Auch dabei kann man ehrlich bleiben, indem man nämlich nicht zu Stücken oder Rollen greift, die alle eigene Erlebnismöglichkeit weit übersteigen, indem man sich nicht um der Wirkung willen auf äußerlichen Trug und Schein verläßt und indem man schließlich den bequemen Weg der Nachahmung routinierter Bühnen- oder Filmkomödianten meidet.

In diesem Sinne soll im folgenden von allen Aufführungen, die es bisher auf unserer Bühne gab, gesprochen werden, und zwar — nach Recht und Billigkeit — in chronologischer Reihenfolge.

1. Zur Eröffnung und zugleich zur feierlichen Einweihung der neuen Bühne begann es mit dem Lustspiel „Leonce und Lena" von Georg Büchner. Das war für den Anfang eine literarisch eigentlich zu anspruchsvolle Unternehmung, die deshalb nicht von einer Klasse allein getragen werden konnte. Es fanden sich aus verschiedenen Altersstufen spielbegeisterte und z. T. schon spielerfahrene Schüler dafür zusammen. Der am heftigsten umjubelte Höhepunkt der Aufführung war der große Einzug des Volkes unter Vorantritt der schuleigenen Bauernkapelle mit Pauken und Trompeten, das Erfreulichste aber war doch der Ernst und die Gewissenhaftigkeit, mit der die Spieler diesen schwierigen und oft widerstrebenden Text zu bewältigen und sich in diese fremde

Welt zwischen Gefühl und Ironie einzuleben suchten. Obwohl es dabei weithin um „Liebe" ging, war doch versucht worden, alle Mädchenrollen auch mit Jungen zu besetzen. Dabei hat sich gezeigt, daß diese Lösung zwar nicht gerade voll befriedigt, aber zumindest ebenso zu rechtfertigen ist wie der an Mädchenschulen stets wie selbstverständlich geübte umgekehrte Brauch.

2. Dafür war denn das nächste auch ein reines „Männer"-stück! Eine 8. Kl. spielte zum Empfang der neugebackenen Christianeer den altbekannten „Roßdieb" des Hans Sachs. Die Spieler standen alle wohl zum ersten Mal auf einer Bühne und machten die Erfahrung, daß es noch nicht damit getan ist, daß man sich selber komisch und unterhaltsam vorkommt, sondern daß auch vor einen solchen Spaß, wenn er richtig „ankommen" soll, Mühe und Arbeit gesetzt ist. So war es für die Klasse eine gute Vorübung für weitere Aufgaben, von denen weiter unten noch zu sprechen sein wird. Den erwartungsvollen kleinen und großen Zuschauern hat der „Roßdieb" deshalb doch gut gefallen.

3. Als Vorübung war auch die „Glückliche Reise" anzusehen, die die Spielgruppe bis zu den Sommerferien — nur um im „Training" zu bleiben — einstudiert hatte. Dieser Einakter von Thornton Wilder ist gleichsam nur die Hauptprobe zu einer Aufführung. Der Spielleiter steht noch mit seinen Spielern auf der Bühne und springt sogar selbst für solche Rollen ein, deren Vertreter just nicht greifbar sind. Das Auto, in dem die Hauptpersonen eine lange Reise unternehmen, wird durch ein paar Stühle und eifriges Hopsen und Bibbern der Passagiere dargestellt, und die Kostümierung beschränkt sich auf geringe Andeutungen. Da muß nun a l l e s gespielt werden, aber nicht so sehr mit Hilfe äußerlicher Mätzchen, sondern ganz von innen her, gewissermaßen selbstvergessen, so wie Kinder „Häschen in der Grube" spielen. Die Sprache ist so „alltäglich", daß schon ein einziges Erheben der Stimme einen falschen Ton hineinbringen kann, wobei sich leider unsere weiträumige Aula für solche „Lässigkeit" als akustisch allzu schlecht geeignet zeigte.

4. Von ihrem Aufenthalt in Puan-Klent brachte dann eine 9. Klasse ihren „Phylax" mit, das altbewährte Spiel von jenem superklugen Advokaten, der seinen bäuerischen Klienten so lange eine Grube gräbt, bis sie es schließlich selbst verstehen, ihn hineinzulegen. Hier konnte nicht von Selbstvergessenheit die Rede sein, denn diese Spieler hatten mit Bewußtsein alles darauf angelegt, daß keinem Zuschauer auch nur ein Sterbenswörtchen ihres Textes entgehen konnte. Und das Erstaunliche gelang, daß sie nicht nur die Tücken unserer Aula bezwangen, sondern sich bei der Wiederholung auf dem Winterfest sogar in dem noch viel ungünstigeren Saal der Elbschloß-Brauerei erfolgreich durchsetzten.

5. Nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war dann das nächste Wagnis: Eine 11. Klasse hatte sich im Deutschunterricht bei der Lektüre von Schillers „Räubern" nicht nur mit dem üblichen Lesen mit verteilten Rollen begnügen, sondern wenigstens e i n e Szene auswendig lernen und darstellen wollen, um auf diese Weise dem Verständnis der Dichtung näher zu kommen, als es nach dem üblichen Verfahren des Besprechens oder des so beliebten literarischen Aufsatzes möglich gewesen wäre. Sie glaubten sich berechtigt, vor dem Forum der Gesamtschülerschaft in aller Bescheidenheit von ihrer Arbeit Zeugnis abzulegen, und verwandelten sich auch äußerlich mit Eifer und Nachdruck in eine Schar wilder Räuber aus den böhmischen Wäldern. Aber erst auf der Bühne erfuhren sie am eigenen Leibe, welche schwierige Aufgabe es ist, etwas lebendig und glaubwürdig zu gestalten und darzustellen, was man dem Sinne nach mit dem Verstande längst begriffen zu haben glaubte. Die Erwartung, bei ihren Schulkameraden Verständnis für ihr Anliegen zu finden, erwies sich allerdings als irrig. Doch das wird sicher anders werden, wenn sich bei uns der Brauch erst einmal eingebürgert hat, daß j e d e Klasse wenigstens einmal im Verlaufe ihrer Schulzeit sich auf der Bühne produzieren muß. Bei einem solchen edlen Wettstreit wird sich hoffentlich die gegenseitige Kritik nicht nur in spöttischem Gelächter und ironisch-übertriebenem Beifall erschöpfen. Dann heißt es einfach: Besser machen!

6. Zu den beiden nächsten Aufführungen öffnete das Christianeum seine Pforten wieder für eine breitere Öffentlichkeit der Eltern und Freunde der

Schule. Von der Spielgruppe wurde die „Alkestis" des Euripides und knapp ein Vierteljahr später von einer 10. Klasse der „Philoktet" des Sophokles in einer Neubearbeitung Bernd von Heiselers gespielt. Über beide Veranstaltungen ist an anderer Stelle schon so viel Lobendes gesagt worden, daß der Chronist sich hier wohl mit der reinen Registrierung begnügen darf. Von beiden fand der „Philoktet" den größeren Anklang, obwohl doch dem Gehalt nach die „Alkestis" das bedeutendere Werk ist. Aber eben deshalb überstieg es auch in mancher Hinsicht die Gestaltungskraft der jugendlichen Spieler, die doch noch bei der Aufführung diesem geheimnisvollen Stück mit einer gewissen Fremdheit gegenüberstanden.

7. Das war nun aber ganz und gar nicht zu befürchten bei dem nächsten Spiel, der „Glockenboje". Es war nach einer im Unterricht behandelten Vorlage von den Spielern selbst verfaßt und eigens auf die vorhandenen Möglichkeiten zugeschnitten worden. Das verdient schon an und für sich so viel Anerkennung, daß es unangebracht und kleinlich wäre, wollte man den jungen Autoren die in ihrem ersten Stück natürlich noch vorhandenen sprachlichen und konstruktiven Mängel vorrechnen. Es ist schon als sehr positiv zu werten, daß sie nicht, wie es bei diesem kriminellen Stoffe sehr nahe läge, auf den äußeren Handlungsablauf und dessen Spannung (die Entlarvung eines Mörders), sondern auf den inneren Vorgang (die Gewissensnot des Schuldigen) das Hauptgewicht gelegt haben. Jedenfalls haben sie mit ihrem selbstgeschriebenen Stück das Tor zu einem Wege aufgestoßen, von dem man wünschen möchte, daß er in unserer Schule auch von anderen Klassen noch möglichst häufig beschritten wird. — Bleibt dem Chronisten nur noch zu erwähnen, daß der „Glockenboje" von allen bisherigen Aufführungen der durchschlagendste Erfolg bei Publikum (und Presse!) beschieden war.

8. Noch kurz vor Ostern war dann auch die schon einmal hervorgetretene Klasse 8 mit ihrem „Ali Baba" nach langer Anlaufzeit zu Rand gekommen. Mit jenem altbekannten Märchen hatte freilich dieses Spiel kaum mehr als nur den Namen noch gemeinsam und war im übrigen ein mit „Wild-West-Romantik" reich verzierter Bilderbogen aus des Kalifen großer Zeit. Dazu gehörte selbstverständlich auch Tanz und Gesang. Nur leider hatte sich im Laufe der langwierigen Probenzeit der Stimmbruch bei den meisten Hauptdarstellern eingestellt, so daß die Texte der z. T. flotten Songs nur sehr verhalten und gedämpft ihr Publikum erreichten. Das Bemerkenswerte an dieser Aufführung aber war die Mühe, die die Klasse auf die Ausgestaltung des Bühnenraums gewandt hatte. Mit einfachsten Mitteln war die ganze Farbenpracht des Orients beschworen worden: Da erhoben sich über dem bunten Gewimmel des Marktplatzes die Kuppeln und die Minaretts von Basra, und in einem düsteren Palmenhain öffnete sich der geheimnisvolle Sesam-Berg. So kam es hier zu dem fast idealen Zusammenwirken aller musischen Betätigungen: Spielen, Singen, Tanzen, Malen, Werken und Musizieren, vor allem aber gab es in der Klasse keinen Schüler mehr, der nicht an dieser gemeinsamen Unternehmung irgendwie beteiligt war. Es mußte sogar eine weitere Klasse mit dazu verpflichtet werden, ohne daß freilich die vorgeschriebene Zahl von 40 Räubern voll erreicht worden wäre.

9. Nach den Osterferien gab es wieder die traditionelle Eröffnungsvorstellung für die neuen Christianeer. Diesmal war es der „Schalk von Schilda", ein munteres Spiel um den berühmten Rathausbau, und die Spieler waren Schüler aus einer jener Klassen, die ein Jahr zuvor mit dem „Roßdieb" empfangen worden waren. Sie hatten sich schon an der Gestaltung der Weihnachtsfeier mit einem stimmungsvollen Krippenspiel beteiligt und werden hoffentlich auch weiterhin „im Zuge" bleiben; denn so früh muß sich schon üben, wer es bis zum Abitur zum „Meister" bringen will.

10. Eine solche Meisterleistung vollbrachte zum Abschluß und zugleich als Krönung der Arbeit dieses ersten Spieljahres die um einige neue Mitglieder und vier Schülerinnen der Elise-Averdiek-Schule erweiterte Spielgruppe mit ihrer Aufführung von Thornton Wilders „Unsere kleine Stadt". Sie mußten sich schon bei der Wahl dieses Stückes über bedenkliches Kopfschütteln ihrer Lehrer und manche gutgemeinten Warnungen von Fachleuten hinwegsetzen und

haben sich daher lieber in der Folge von solcher Vormundschaft vollständig freigemacht und alles aus eigener Kraft und ganz selbständig erarbeitet. Und hier war nun gelungen, was sich bei Laienaufführungen nur so selten zu ereignen pflegt, daß nämlich das Publikum, das wie fast immer zu solchen Anlässen mit einer gewissen gönnerhaften Überlegenheit erschienen war, im Verlaufe des Abends immer stärker in den Bann des Spiels gezogen wurde und sich zum Schlusse eingestehen mußte, im Tiefsten angerührt zu sein. Diese geheimnisvolle Wirkung ist sicher nicht nur darauf zurückzuführen, daß es sich bei diesem Drama um ein meisterhaftes Kunstwerk handelt und daß die einzelnen Rollen eine sorgfältige und glückliche Besetzung gefunden hatten, sondern vor allem darauf, daß sich die gesamte Spielschar in schöner Einmütigkeit und mit großem Ernst in diese ihnen ganz gemäße Aufgabe vertieft und sich ohne falschen Ehrgeiz um eine einfache, echte und ungekünstelte Darstellung bemüht hatte. Ganz ohne Frage wäre im einzelnen sehr vieles daran auszusetzen gewesen, und einem vielleicht zufällig anwesenden Berufsschauspieler wären die zahlreichen technischen und sprachlichen Unzulänglichkeiten sicher nicht entgangen, aber dafür bot diese Aufführung das, wozu kaum noch eine Repertoire-Bühne heute imstande ist: Ein ganz und gar von innen her bestimmtes, bekenntnishaftes Spiel, das nicht auf äußeren Effekt bedacht war und gerade deshalb seine Wirkung nicht verfehlte. Es war bezeichnend, daß die Spieler in der großen Pause, nachdem einige der Zuschauer mehrfach durch Lachen an den falschen Stellen ihren Mangel an Verständnis für die im Spiele waltende Ernsthaftigkeit verraten hatten, am liebsten den ganzen Saal hätten räumen lassen. Sie fühlten sich durch das Publikum gestört, und der Chronist ist überzeugt davon, daß alle mit der gleichen Begeisterung auch vor leeren Bänken den 3. Akt gespielt hätten. — Freilich waren sie dann auch wieder froh und glücklich, daß ihre Gäste doch dageblieben waren, aber in dieser spontanen Äußerung hatte sich der gute Geist kundgetan, von dem man sich nur wünschen kann, daß er auch alle zukünftigen Schüleraufführungen am Christianeum beseelen möge.

Die neue „Spielzeit" ist eröffnet, und wenn wir auch mit einiger Befriedigung auf die stattliche Zahl von zwölf Aufführungen des Vorjahres zurückblicken, so könnte doch die Einsicht, daß an diesem reichhaltigen Programm im ganzen nur acht von unseren dreißig Klassen aktiv beteiligt waren, bedenklich stimmen — aber in anderer Hinsicht wiederum auch wohl erwartungsfroh und hoffnungsfreudig.

Paschen

„DIE LUPE" — UNTER DER LUPE

Als zum vorjährigen Winterfest die erste Ausgabe unserer Schülerzeitschrift „Die Lupe" in wenig ansprechendem Gewande erschien, mögen manche Leser gemeint haben, unsere Schülerschaft wollte die Unzahl der „wilden" Klassen- und Bierzeitungen noch um ein weiteres Blättchen vermehren. Unterdessen aber hat sich die Zeitschrift in Form und Inhalt sehr verbessert, daß wir Anlaß haben, dazu und zum einjährigen Bestehen zu gratulieren. „Die Lupe" ist neben der Präfektur zu einem Faktor unserer Schülermitverwaltung geworden, der unsere Beachtung verdient.

Sie erfüllt ihre Aufgabe im Rahmen unserer Erziehungsarbeit, indem sie mithilft, Menschen zu bilden, die selbständig denken und urteilen und das Gedachte schriftlich zum Ausdruck bringen können, und sie weckt in der Schülerschaft eine Haltung, die zu lebendigem Gemeinschaftssinn und entscheidungsfreudiger und verantwortungsbewußter Mitarbeit an der Gestaltung unseres Schullebens führt.

Die individuelle Förderung der Mitarbeiter — seien es nun Redakteure, Geschäftsführer, Buchhalter, Anzeigenwerber oder technische Mitarbeiter und Verkäufer — ist nicht gering zu schätzen. Die Schriftleiter merken sehr bald, daß es ein anderes ist, einen Schulaufsatz, ein anderes, einen lesbaren Zeitschriftenartikel zu schreiben. Sie erfahren, daß der Schreibende an sich immer für einen Lesenden schreibt — eine stilistische Binsenwahrheit, die Schüler zur Qual ihrer Deutschlehrer meistens nicht beachten. Sie lernen, am Text zu feilen und zu modellieren, wie ein Bildhauer an einer Bildsäule. Die „Verlagskaufleute" müssen sich sehr eingehend den Finanzierungsplan überlegen, wenn

ihre Zeitschrift keine Eintagsfliege bleiben soll, zumal da Kredite heutzutage schwer zu bekommen sind. Mit heller Begeisterung für die Sache allein ist es nicht getan. Die Druckkostenberechnung, die Papierbeschaffung zu günstigsten Preisen, die Anzeigenpreisgestaltung, die Bezugspreishöhe usw. erfordern eine sorgfältige Kalkulation, wenn man ein wirtschaftlich gesundes „Unternehmen" aufbauen will. Der geschäftliche Verkehr mit den Druckereibesitzern, Papierkaufleuten, Anzeigenkunden und Behörden — zwecks Klärung rechtlicher und steuertechnischer Fragen — bereitet die jungen Mitarbeiter auf die Anforderungen vor, die das Leben später auch an sie stellt.

Nicht geringer ist die echte Gemeinschaftsarbeit zu werten, die in jeder neuen Ausgabe der Zeitschrift zum Ausdruck kommt. Die Redaktionsbesprechungen sind pädagogisch besonders fruchtbar, da die jungen Redakteure die Früchte ihrer Diskussionen schon nach kurzer Zeit in Gestalt der neuen „Nummer" ihrer Zeitschrift vor sich haben. Dabei geht es manchmal sehr lebhaft zu. Aber erst wenn man die vielfältigen Wünsche der anderen kennt, kommt man zu der Einsicht, daß eine Gemeinschaftsleistung nur dann zustande kommt, wenn man die Interessen der anderen berücksichtigt. Die „sanft" lenkende Hand des pädagogischen Beraters kann und soll dabei nicht fehlen. Als Zensor hat er nur sehr selten Anlaß gehabt, geringfügige Abänderungswünsche zum Ausdruck zu bringen, da man nie Bierzeitungswitze oder Äußerungen, die dem guten Geist in der Schule abträglich oder die gar zersetzend waren, bringen wollte.

Verlagsleitung und Redakteure allein können aber keine Zeitschrift schaffen. Es gehört auch noch der „technische Dienst" dazu. Über diese Produktionsgemeinschaft schreibt ein Schüler: „Ich habe einige Male mitgeholfen, die Exemplare der „Lupe", unserer Zeitschrift, zu heften. Diese Arbeit dauert vielleicht eine Stunde und wird von Schülern aller Klassen, die gerade Zeit haben, bewältigt. Es geht dabei zu wie in einem kleinen Zeitungsverlag. Beim ersten Male war ich überrascht. Noch nie hatte ich Schüler der verschiedensten Klassen und Altersstufen ohne Aufsicht eines Lehrers so ernsthaft und einträchtig arbeiten sehen. Keiner dachte auch nur daran, irgendwelchen Blödsinn zu machen. Jeder fühlte sich als Rädchen in einem großen Werk, dessen Stillstand die Gemeinschaft schädigen würde. Auch der Kleinste, der die einzelnen Bogen herantrug oder die Hefte faltete, fühlte sich mit Würde als Mitglied in dieser Gemeinschaft. Vielleicht war es dieses erhabene Gefühl, das alle einträchtig zusammenarbeiten machte." Es versteht sich von selbst, daß dieser Geist in allen Abteilungen unserer „Firma" vorwaltet.

Die Teilnahme der nicht mitarbeitenden Schüler, also des „Leserpublikums", an unserer Gemeinschaftsarbeit bedarf allerdings noch sehr der Anregung und Förderung. Zwar werden dank der Tüchtigkeit unserer Vertriebsabteilung unsere Auflagen stets restlos gekauft; es fehlt der Masse der Schülerschaft aber noch der Wille, die Schülerzeitschrift zu einem Forum der schriftlichen Aussprache und Austragung von Gedanken und Meinungsverschiedenheiten zu machen. Selbst provokatorische Versuche, sie durch bewußt einseitige und entstellende Äußerungen zur Aufgabe ihrer Passivität zu veranlassen, schlugen fehl. Wir hoffen, daß auch diesem Teil unserer Schülerschaft noch das Bewußtsein erwacht, daß das aktive Verhalten in einer Gemeinschaft zur geistigen und sittlichen Gesamthaltung eines reifen Menschen gehört. Es wird den bisher teilnahmslosen Schülern leichter fallen, aus ihrer philiströsen Haltung herauszukommen, wenn sie von ihren Eltern und Lehrern gelegentlich einige aufmunternde Worte fördernder Anregung und Lenkung hörten. Man muß auch Pferde ans Wasser führen . . .

Die pädagogischen Möglichkeiten, die unsere Schülerzeitschrift „Die Lupe" in sich birgt, dürfen nicht vertan werden. Hier, wie in der Schülermitverwaltung der Präfekten, haben junge Menschen Gelegenheit, ihre Schulgemeinschaft aktiv und selbständig zu formen und auszubauen.

Es steht zu hoffen, daß solche Bildung sich eines Tages im öffentlichen Leben unseres Volkes und zwischen den Völkern günstig auswirken wird.

Wulf

FRIEDRICH PETERS-WEBER

Zu unserem Mommsenbildnis

Den Blick auf Weg und Werk tüchtiger Männer zu richten, dürfte eines der vorzüglichsten Mittel sein, um sich selber zu stärken und Halt zu gewinnen. Ernsten und verantwortungsbewußten Naturen wird es daher ein Bedürfnis sein, auf solche Weise Einkehr zu halten. Und welch eine glückliche Fügung, wenn der tägliche Arbeits- und Lebenskreis die Gelegenheit bietet, die „Welt" tüchtiger Menschen dadurch besonders kräftig am Leben zu erhalten, daß der Anblick von Gegenständen der Überlieferung den Beschauer zwingt, an vergangener Leistung und Größe t e i l zunehmen: sich ihrer zu er — i n n — ern! So hütet das Christianeum als kostbares Vermächtnis Dinge, die an Männer erinnern, die einmal hier als Schüler gelernt oder als Lehrer gelehrt haben und deren Namen der „Nachwelt" — und wenn auch nur derjenigen unserer engeren Heimat — überliefert zu werden verdienen.

Zu ihnen gehört der Zeichenlehrer und Maler Friedrich P e t e r s - W e b e r. Und daß das im Amtszimmer des Direktors hängende Bildnis des großen Christianeers Theodor Mommsen von Peters-Weber gemalt worden ist, macht es uns doppelt lieb und wertvoll, weil es uns neben dem Dargestellten gleichzeitig den Maler näherbringt, der nicht nur Schüler des Christianeums, sondern auch Lehrer am Christianeum gewesen ist. Dürfen wir es anders als eine tief empfundene Verpflichtung, als Ausdruck der Dankbarkeit seiner alten Schule gegenüber und als Bekenntnis zur humanistischen Bildungsstätte überhaupt deuten, daß der „ehemalige Schüler" Peters-Weber gerade dieses Bild gemalt hat?!

Und darin, daß er das bekannte Lenbachbild „nur" kopiert hat, liegt ebensoviel Bescheidenheit wie Selbstgefühl. Auf der einen Seite die demütige Einsicht, daß es nur Franz von Lenbach gegeben sei, den wundervollen Gelehrtenkopf Mommsens der Nachwelt würdig zu überliefern, auf der anderen Seite aber auch das Selbstvertrauen — getreu der Lehre und Praxis großer Meister, die eigene Kraft und Fähigkeit im Kopieren zu erweisen —, ein solches kopistisches Unternehmen glücklich und erfolgreich vollenden zu können. Daß dieses geglückt ist, wird auch der flüchtige Betrachter bestätigen müssen. Das Christianeum konnte darum nichts Besseres tun, als diese vorzügliche Kopie zu einem würdigen Denkmal seines großen Schülers, der übrigens damals noch lebte, aus den Händen des jungen Malers im Jahre 1902 zu erwerben. Vielleicht vermag sich noch der eine oder andere Christianeer der älteren Generation zu erinnern, wie der damalige Direktor, Geheimrat Arnoldt, den übrigens Peters-Weber später ebenfalls gemalt hat — es war 1904 gelegentlich der Einführung des Künstlers als Zeichenlehrer —, die Augen der Schulgemeinde auf dieses Mommsenbild, das damals seinen Platz in der Aula des alten Gebäudes in der Hoheschulstraße hatte, mit besonders auszeichnenden Worten hinlenkte.

Friedrich Peters-Weber, der vor 80 Jahren am 15. November 1872 zu Meldorf in Dithmarschen als Sohn eines später in Altona tätigen Gerichtssekretärs geboren ist, hat sieben Jahre lang von Sexta bis Prima unser Gymnasium besucht. Als er Ostern 1890 das Christianeum verließ, ließ er sich auf Wunsch seines Vaters, der den Sohn wirtschaftlich gesichert sehen wollte, zunächst zum Photographen ausbilden. Vielleicht mag diese Ausbildung nicht ohne Folgen für seine spätere künstlerische Arbeit geblieben sein, im Guten wie im Schlechten. Die unbestechliche Treue zum Gegenstand jedenfalls wird durch sie gefördert worden sein. Dann aber wandte der nach Höherem Strebende sich seinem langjährigen Studium zu, das ihn zunächst nach München, dann nach Berlin und schließlich zu Hans Olde nach Weimar führte*). Nach vierzehn Jahren schloß sich für den jungen Maler der Kreis wieder am Christianeum, dem er leider bereits 1916 durch den Tod wieder entrissen wurde. Auf einem von ihm an die Front geleiteten Liebesgabentransport hatte sich der zum

*) Vgl. Thieme-Becker, Allgemeines Lexikon der bildenden Künste, Artikel Peters-Weber.

Waffendienst Untaugliche eine Angina zugezogen, der seine zarte Gesundheit keinen Widerstand entgegenzusetzen vermochte.
Der nur vierundvierzig Jahre alt Gewordene hat als Porträtist und Landschaftsmaler ein Werk hinterlassen, das — zumindest im Bereich seiner norddeutschen Heimat — Beachtung und Anerkennung verdient. Wie sehr im übrigen seine Persönlichkeit als Zeichenlehrer noch nachwirkt, beweisen die Worte, die Baurat Thomsen in Heft 1, Jahrgang 7 dieses Mitteilungsblattes seinem Lehrer gewidmet hat.

An dieser Stelle soll versucht werden, mit wenigen Strichen das künstlerische Werk des Frühverstorbenen aufzuzeigen, soweit das im Augenblick erreichbare Material eine solche Absicht gestattet. Das Altonaer Museum ist gegenwärtig durch Umbauten und die Neuaufstellung seiner Bibliothek für den Suchenden blockiert. Und das Altonaer Archiv besitzt nur wenige Blätter — Aquarelle und Radierungen — aus dem Nachlaß des Geheimrats Volckens stammend —, so daß in der Hauptsache nur die Bilder zur Verfügung standen, die noch heute von den treuen Händen der Gattin gehütet werden, die sich vor zwanzig Jahren nach Rissen in das von ihrem Manne und ihr gemeinsam am Leuchtturmweg erbaute kleine Landhaus zurückzog: an jenen Fleck Erde, wo so manches Bild entstanden war. Vieles befindet sich jedoch, falls der Krieg es nicht zerstört hat, in Privathäusern, vornehmlich Altonas und seiner Umgebung.

Peters-Weber war kein kühner Neuerer, der in Erstaunen versetzte, er war auch keiner, der mit großen Schwingen durchs Leben rauschte, keiner von denen, die viel Aufhebens von sich machen. Er war ein Arbeiter in der Stille, schon bedingt durch seine körperlichen Verhältnisse, aber beseelt von inniger Glut und Liebe für die Welt seiner norddeutschen Heimat, deren in sich gekehrte Menschen und ernste Landschaft er gemalt und gezeichnet hat. Schon eine kleine Arbeit des Einundzwanzigjährigen, ein Blankeneser Motiv mit Strohdachhaus, Plankenzaun und Eiche, läßt Webers Eigenart erkennen: saubere, exakte Zeichnung und gedämpfte, duffe Farbgebung, die Wirkung einer lautlosen Stille und milden Klarheit. Mag es sich um kleinformatige Blätter handeln, die uns Övelgönne, den Elbstrom, seinen Strand, den Platz vor dem alten Altonaer Rathaus im abendlichen Laternenlicht näherbringen, oder um größer angelegte Bilder in Öl wie den „Wassergraben im Walde", das Bildnis des Schwiegervaters, das unserem Mommsenbild ähnlich ist, selbst bei einer großen Walkürenzeichnung: immer tritt uns dieser ihm eigentümliche beglückende Zug des Erwärmenden entgegen, der sich gelegentlich bis zum Heiteren erweitert. Peters-Weber liebt nicht das Laute und Grelle. Er bleibt im Rahmen des Intimen, auch wenn der dargestellte „Gegenstand" die majestätischen Hänge des Elbhochufers oder einen seegehenden Ozeandampfer einbezieht. Seine Bilder wirken wie aus dem Schatten von Bäumen oder dem Dunkeln eines Torbogens heraus gemalt, und zum Teil sind sie es auch wirklich.

Auf dem großen Gemälde „Blick von Waltershof über die Elbe" läßt der Maler Wassergraben und grasende Kühe des Vordergrundes im Schatten von Deich und hohen Bäumen dämmern, während der Dampfer auf dem fernen Strom und das gegenüberliegende Steilufer von der sommerlichen Abendsonne in ein goldenes Leuchten getaucht werden und die von dort herüberkommende von der Tagessonne durchbackene, leicht dunstige Luft bis in die Kühle des beschatteten Vordergrundes spürbar vordringt. In diesem Bild hat Weber in überzeugender Weise eine für unsere Elbniederung charakteristische Stimmung eingefangen.

In ähnlicher Auffassung — abendlich-golden — treten uns auf einem anderen Bild die Birken des Büsenbachtals in der Lüneburger Heide entgegen, dessen Einsamkeit und Stille stumm-beredten Ausdruck durch das im Vordergrund liegende dunkle Wasserloch empfängt. Da ist aber vor allem das große prächtige Temperagemälde der „Holsteinerin", das sich im „Führer durch die Ausstellung von Kunstwerken ... im Donnerschen Schloß, Altona 1912" abge-

*) Damaliger Verkaufspreis 8000,— Mark.

bildet findet*) und heute in Rissen hängt. Dargestellt hat Peters-Weber in halber Rückansicht seine junge Gattin in der überaus reizvollen Wedeler Tracht. Die vom sommerlich-grünen Hintergrund plastisch hervortretende zierliche Frauengestalt wandelt strickend ganz vorn im Bilde, nur von Kniehöhe an sichtbar, durch das wogende Grün eines Marschfeldes. Ohne sich um die Wiedergabe kleinlichen Details zu kümmern, zaubert der Maler das köstliche Filigran des nur den Hinterkopf bedeckenden, im übrigen das blonde, vom Winde ein wenig zerzauste Haar freilassenden Brokatspitzenhäubchens hervor, dessen breites, halskrausenartiges Kinnband dem herb-süßen Gesicht der jungen Frau mit den seltsam hellen, in die Weite blickenden Augen etwas frühzeitig Strenges verleiht. Viel Leuchten entstrahlt ebenso dem kontrastierenden schwarzen Atlas des Obergewandes wie den farbigen Borten des Schultertuches und den grün-roten Streifen der Beiderwandschürze. Da ist viel Luft und Wind in diesem großlinig und flott gemalten Bild, in das sich zu verlieben nicht schwer fällt.

Eine ähnlich geglückte Farbigkeit weist ein Aquarell auf, das den altertümlichen Füchtingshof in Lübeck darstellt, gesehen aus dem Toreingang heraus. Hier steht ein lebhaftes und kräftiges Rot neben einem ebenso intensiven Grün der Dächer und Mauerpflanzen dem gedämpften Farbenspiel der den Hof deckenden Steinplatten gegenüber. Klare, helle Töne geben hier scharfe Akzente, während im allgemeinen bei Peters-Weber die mehr bräunlichen, erdigen Nuancen überwiegen wie in dem kleinen Bild der alten Frau aus dem „Rote Hahnhof" in Lüneburg, auf dem alle Farbflächen gedämpft in verhaltener Leuchtkraft nebeneinanderstehen: das matte Grün der hölzernen Fensterteile, das tonige Blau der Schürze, Farben, wie man sie gelegentlich auf den Tafeln altdeutscher Meister sieht: knappe, verdichtete Malkunst. In einer ähnlichen, jedoch eine Wandlung zur leicht „expressionistischen" Tendenz verratenden Auffassung hat Peters-Weber sich selber in einem kleinen Brustbild gemalt, das ihn mit Hut und Vollbart darstellt.

Gemalt hat Peters-Weber außerdem Männer des Altonaer Geisteslebens, Gelehrte und deren Frauen, den Dichter Hinrich Fehrs, dem er in Freundschaft verbunden war, Kollegen seiner Schule.

Als reifste und ausgewogenste Arbeit, die seine Liebe zur Natur und Heimat am eindringlichsten verkörpert, muß wohl ein kleines Ölbild gewertet werden, auf dem der Betrachtende ein Strohdachhaus mit Stall erblickt, vor dem eine Ziege ihr Futter sucht und ein paar Hühner im Grase laufen. Aus dem Schatten einiger Bäume fällt der Blick auf die mit Sonnenflecken im breiten Pinselstrich betupften Dächer der Gebäude, die aufglühen im Licht dieser in das altersgrüne, moosige Stroh neben violette Töne gesetzten goldenen Tupfen. Überall diese goldenen Tupfen: durch das Laubsieb der Bäume gefiltertes Sonnenlicht! So herrlich kann ein warmer Sommernachmittag bei uns in der Marsch sein!

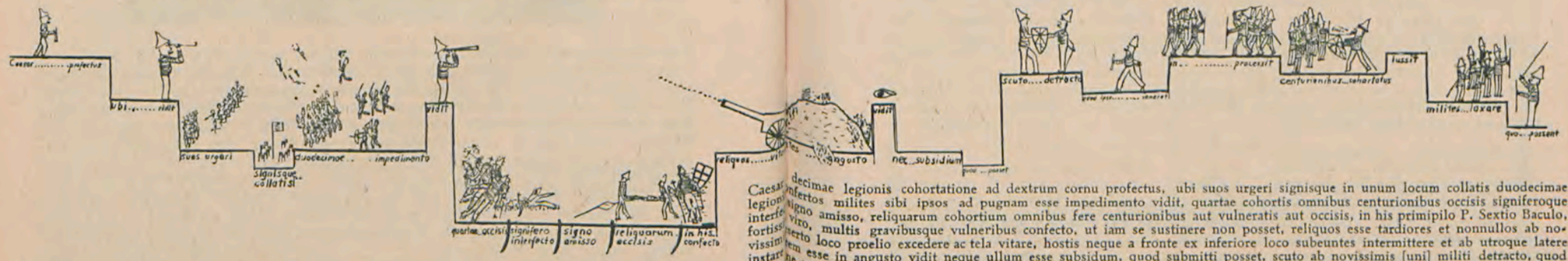
Peters-Weber war ein echter Dolmetsch seiner Heimat und als solcher ein Mensch ohne falsches Pathos, dem kein unechter Ton anhaftete. Er war keine lodernde Flamme, wohl aber ein stilles, starkes Licht, eins jener Talente, an die Wilhelm Hausenstein gedacht haben mochte, wenn er schreibt: „Immer war es ihre Sorge, sich nicht aus der zweiten Reihe vorzudrängen — mehr zu schweigen als zu reden. Sie merkten, daß es immer darauf ankam, das Talent mit dem menschlichen Wert im Gleichschritt zu halten: das Talent nicht über das Herz hinaus wuchern zu lassen. So entstanden Werke, die schön sind, die liebenswert sind, ob sie auch nicht hinreißen; die Maßstäbe bedeuten, obwohl oder weil sie gemäßigt sind. Es gibt viele Landschafter und Stillebenmaler und Bildnismaler dieser tief sympathischen Gattung. Es genügte ihnen, das Ihre, genau das Ihre (im Gleichgewicht von Talent und Menschlichkeit) zu tun und im übrigen zu begreifen, daß das Genie an einem höheren Ort steht" (in „Meister und Werke" S. 290).

Lintzer

CÄSAR IM UNTERRICHT

Überrascht werden die Augen der Ehemaligen bzw. der Freunde beim ersten Durchblättern des neuen Christianeumsheftes den lateinischen Text gestreift haben: „Nanu, ein Cäsar-Text, noch dazu ein langer, und ein Bild dazu. Was soll denn das? Sollen wir noch einmal anfangen, Cäsar zu übersetzen!" — Und eine lange Reihe lateinischer Schulstunden und manche als Freiheitsberaubung empfundene mühevolle lateinische Arbeitsstunde zu Hause drängen sich vor ihre Seele. Nein, keine Angst! Vielleicht greift sogar einer oder der andere zu seinem alten Cäsar, schlägt das Kapitel 25 des zweiten Buches im Bellum Gallicum auf und vertraut sich ein Weilchen unserer Führung an. Da mag es den einen erfreuen, wenn er sieht, wie unsere Jungen sich heute zu einem Text stellen und wie er ihnen nahegebracht wird, und den anderen mag das lateinische Gespenst, das in unruhigen Nächten immer noch auf seiner Brust kniet, fluchtartig verlassen.

Unser Text mit der beigefügten Skizze führt uns mitten hinein in den dramatischen Verlauf der Kämpfe mit den Nerviern im Jahre 57 v. Chr. Nach den



Caesar decimae legionis cohortatione ad dextrum cornu profectus, ubi suos urgeri signisque in unum locum collatis duodecimae legionis infertos milites sibi ipsos ad pugnam esse impedimento vidit, quartae cohortis omnibus centurionibus occisis signiferoque interfecto signo amisso, reliquarum cohortium omnibus fere centurionibus aut vulneratis aut occisis, in his primipilo P. Sextio Baculo, fortissimo viro, multis gravibusque vulneribus confecto, ut iam se sustinere non posset, reliquos esse tardiores et nonnullos ab novissimis incerto loco proelio excedere ac tela vitare, hostis neque a fronte ex inferiore loco subeuntes intermittere et ab utroque latere instare, nec esse in angusto vidit neque ullum esse subsidium, quod submitti posset, scuto ab novissimis [uni] militi detracto, quod ipse ferebat venerat, in primam aciem processit centurionibusque nominatim appellatis reliquos cohortatus milites signa inferre et manus laxare iussit, quo facilius gladiis uti possent.

Horst Steffen jetzt 12 g

Augenblickserfolgen gegen die Suessionen bei Soissons, die Bellovaker im heutigen Beauvais, die Ambianer an der Somme um Amiens, mußte Cäsar eine echte Entscheidung wie im vergangenen Jahre gegen die Helvetier und Ariovist suchen. Er sah sich jetzt ernsthafteren Kämpfen gegenüber in einem immer fremder werdenden Lande, mit einem zum Widerstande bis aufs äußerste entschlossenen Feinde, den germanischen Nerviern zwischen Schelde und Maas, die sich noch dazu mit starken Freunden verbunden hatten, den Viromanduern in der Gegend des heutigen Vermandois, den Atrebaten in der Gegend von Arras und den an der Maas bei Namur sitzenden germanischen Aduatukern.

Das schien eine recht unangenehme Sache werden zu wollen, zumal man jetzt auch noch in ein Gelände kam, das für einen Heckenkrieg schon von Natur die denkbar günstigsten Voraussetzungen bot, nun aber durch geradezu raffinierte Anlagen wie Baumverhaue und massenhafte Anpflanzungen von Brombeerhecken von den Nerviern in eine undurchdringliche Urwaldlandschaft verwandelt worden war. Und wie sich der römische Soldat durch dieses tückische Gebiet im Nervierlande hindurchkämpfen muß, so muß sich der Leser hindurchmühen durch den verwickelten Periodenbau der unserem Text vorausgehenden Schilderung dieses Operationsgebietes im Nervierlande. Denn genau so verflochten und in sich verschlungen wie das Dickicht mit seinen Baum- und Strauchverhauen in der Landschaft, türmt sich im Satzbau dieser Stelle eine Menge von Hindernissen, Hemmungen und retardierenden Momenten auf, die es zu überwinden und auseinanderzureißen gilt, damit der Leser eine Vorstellung bekomme von den immer neuen Mühen, vor denen der Legionär stand, wenn er eines der Hindernisse hinter sich gebracht hatte. Auch dieses Kapitel (Cäs. b. G. Buch II Kap. 17) ein Musterbeispiel der Milieuschilderung im gleichen Rhythmus, wie Lage und Geschehen ihn boten. Dazu in einer erstaunlichen Kürze und Prägnanz, wie das wohl nur Cäsar kann.

In einem dichten Walde bis nahe an die Sambre lag die Gesamtmacht der Belgier und wartete auf die Ankunft der Römer, die auf der Straße im Tal der Sambre in Richtung Maubeuge kommen mußten. Cäsar war mißtrauisch; er ließ auf der gegenüberliegenden Höhe halten und ein Lager vorbereiten, nicht ohne vorher einige der bösen Verhaue weggeräumt zu haben, die ihm überall zu schaffen machten. Als jedoch der römische Train sichtbar wurde und auf das halbfertige Lager einbog, brach die Hölle los. Die geballte belgische Macht, über 100 000 Mann stark, quoll wie eine Lawine aus dem Walde heraus, wälzte sich über die Sambre, und in wilder Jagd, unhaltbar, unwiderstehlich ging es die steilen Hänge hinauf. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln wurden die Römer völlig überrascht, die schwachen Sicherungen überrannt, die Soldaten stürzten an ihre Waffen, sammelten sich, wie es gerade kam, und im Nu war ein wildes, unübersichtliches Handgemenge im Gange. Cäsar war überall, er jagte von einem Gefahrenpunkt zum anderen, aber Cäsar s a h. Wie ein Blitz leuchtet am Anfang der Schilderung dieses kritischsten Augenblickes im dramatischen Kampfgeschehen der Name C ä s a r auf:

In dem wüsten Furioso behält er Nerven und Überblick, nimmt ruhig seinen Weg zum rechten Flügel, sieht die gefährliche Situation bei den hartbedrängten Soldaten der jungen 12. Legion, wirft einen Blick auf die am meisten gefährdete 4. Kohorte, deren Lage er in allen Einzelheiten blitzschnell erfaßt, und wirft sich nach schneller Erkenntnis der verzweifelten Gesamtlage, für die es keine andere Rettung mehr gibt, als allerletzten, höchsten Einsatz, selber in die Schlacht. Aber auch das nicht sinnlos und ohne Überlegung: nein, selbst in diesem Augenblick Herr seiner selbst, entreißt er einem seiner Soldaten, der ihn nicht mehr braucht — ab novissimis — den Schild, ja jetzt in der allerhöchsten Not, in der alles auf dem Spiele steht, jetzt hat er gar die Namen der vielen Centurionen zur Hand, um sie namentlich zur Pflicht zu rufen. Dieser persönliche Einsatz wirkt; und nun kommen seine Befehle, schaffen Ordnung, Sicherheit, bringen den Kampf zum Stehen und machen Cäsar zum Herrn des Schlachtfeldes. Genau so ist Cäsar in der Darstellung unseres Textes — wir vergleichen Text und Skizze — von Anfang bis zum Ende der Herr des ganzen Periodenkunstwerkes, das bis zur allerletzten Spannungsmöglichkeit gesteigert und dabei von dem Namen Cäsar wie mit eiserner Klammer umspannt und zusammengehalten wird. So wird der kunstvolle Bau zu einem getreuen, lebensvollen Abbild des dramatischen Kampfgeschehens: Cäsar beherrscht den Satz wie den Kampf, Cäsar übersieht den Satz so überlegen wie das Kampfgeschehen. Diesen Gleichklang des Rhythmus gilt es zum Tönen zu bringen, diese Parallelität der Steigerung des Geschehens in Stil und Wirklichkeit, wenn wir erreichen wollen, daß diese Darstellung denselben Eindruck auf unsere Schüler macht wie einst auf die Römer.

Unsere kleine anspruchslose Skizze ist als Arbeit eines Schülers spontan aus dem Eindruck erwachsen, den Cäsars Schilderung auf ihn gemacht hat. Sie hat uns bei der wirklichen Erfassung dieser längsten Cäsarperiode gute Dienste geleistet. Mit aller Deutlichkeit kam zum Bewußtsein, daß, während die deutsche Sprache die Form der verkürzten Nebensätze (Gerundial-Partizipialkonstruktionen und den a. c. i.) gegenüber den romanischen Sprachen in nur geringem Maße zuläßt, die alten Sprachen in der Möglichkeit der Verkürzung die höchste Vollkommenheit erreicht haben und deshalb die vollkommenste Periodenbildung erzielen können. Da dem so ist, muß dieser lebendige Organismus mit seiner so exakten Ordnung und Unterordnung für unser Verständnis durch die Mannigfaltigkeit der Unterordnung übersichtlich gestaltet werden. Das hat unsere Skizze versucht, die die einzelnen Abstufungen auf ein verschieden gelagertes Niveau stellt, diese Stufen im Original durch verschiedene bzw. gleiche Farben schärfer differenziert bzw. verbindet und damit die einzelnen Ereignisse nach ihrem Gewicht oder logischen Verhältnis in ein anschauliches Verhältnis zueinander bringt.

Anschauung sollen und wollen wir vermitteln, plastische, lebendige Anschauung auch bei einer Materie, die so oft und so fälschlich für trocken und tot gehalten wird. Und wenn uns eine solche Veranschaulichung gelingt, dann werden wir auf diesem Wege der Verlebendigung von Text und Geschehen vordringen zu einem Verständnis der Zeit und ihrer Menschen und werden in Cäsar den genialen Feldherrn und tapferen Soldaten, den Staatsmann mit seinem Weitblick, den Schriftsteller mit seinem unverfälschten Römertum in Ausdruck und Darstellungsform, den großen Menschen in seinem Verhalten gegenüber Angehörigen, Freunden und Feinden erkennen lassen. Dann wird eine solche Arbeit am Bellum Gallicum unseren Jungen nicht nur den Schlüssel für den lateinischen Text, sondern für viele Schlösser nicht nur der antiken Literatur in die Hand geben.

Schmidt

JOSE ORTEGA Y GASSET:

Gedanken über den Staatsmann C. J. Cäsar

Ortega wird bei seinen kritischen Betrachtungen der menschlichen Gesellschaft sehr oft zur Antike, insbesondere zur römischen res publica geführt. Die so seltene Verbindung von sprühender Vitalität und organisatorischer Denkkraft, mit der der Grandseigneur unter den lebenden europäischen Philosophen die Mannigfaltigkeit der Lebensinhalte und Kulturgüter zu bewältigen sucht, hat

gerade seine Einstellung zur Antike grundlegend geformt. Dabei ist Ortega in seinem Rückblick auf das Altertum nichts weniger als traditionsgebunden, sondern ein unerbittlicher Anwalt der Menschen des 20. Jahrhunderts, indem er jede Lebensform der Vergangenheit nur dann einer eingehenden Betrachtung würdig hält, wenn sie uns Lebenden zu unseren Nöten, Beklemmungen und Plänen etwas Bedeutsames zu sagen hat.

Bis zur Gracchenzeit erscheint es Ortega geradezu ein Wunder, wie die politische Erfindungsgabe der Römer durch die Schaffung neuer Institutionen der wachsenden Komplizierung der römischen Gesellschaft die verderbliche Spitze nimmt. Unerklärlich aber ist uns der Triumph der von Cäsar getragenen Bewegung. Zwar waren die antiken Demokratien selbst schon absolute Mächte, absoluter als die irgendeines europäischen Monarchen des sogenannten „absolutistischen" Zeitalters. Griechen und Römer kannten die Inspiration des Liberalismus nicht. Mehr noch: Der Gedanke, daß das Individuum die Macht des Staates begrenze, daß deshalb ein Teil der Person außerhalb der öffentlichen Zuständigkeit bleibe, hat keinen Platz in einem „klassischen" Hirn. Aber trotzdem müssen wir im Falle Cäsars fragen: Was machten die Republikaner, während Cäsar die bestehenden staatlichen Institutionen, eine nach der anderen, überging? Mit einem Blick auf unsere Zeit erinnert Ortega daran, daß Cäsarismus und Faschismus eine gemeinsame Voraussetzung haben: Die Demokraten, die vorher geherrscht hatten, hatten die Achtung ihrer Untertanen verloren und ihre eigenen staatlichen Einrichtungen in Mißkredit gebracht. Um 50 v. Chr. schrie die res publica nach Männern, die*) „wirklich zeitgenössisch waren, die unter sich den ganzen historischen Untergrund zucken fühlten, die gegenwärtige Höhe des Lebens kannten und denen jede archaische und wilde Gebärde zuwider war". Und diesen klaren Kopf, der sich im Leben nicht verliert, sieht Ortega in Cäsar. Er ist „das größte Beispiel, das wir für die Gabe kennen, das Profil der handgreiflichen Wirklichkeit in einem Augenblick fürchterlicher Verwirrung zu erkennen, in einer der chaotischsten Stunden, die die Menschheit erlebt hat. In Cäsar entschlüpft die römische Seele sich selbst. Der Fall grenzt an ein Wunder, und dennoch: Inmitten der ‚antiken' Begrenzung erscheint plötzlich ein ‚moderner' Mensch".

Worin liegt nun die für die alte Welt einmalige Tat Cäsars, die ihn aus der Reihe der antiken Menschen hoch herausragen läßt und Ortega zu der Ansicht bringt, er könne als unübertroffenes Beispiel für jeden großen Politiker gelten? „Dieser Cäsar, in dem sich die ganze Vergangenheit Roms großartig verdichtet hat, begreift, daß der Staat Form und Grundlage wechseln muß. Es ist unbedingt nötig, neue Institutionen zu schaffen und neue soziale Energien organischer Art zu wecken. Cäsars Mission ist es, der Provinz Rom gegenüber Würde zu verleihen." Die Provinzen mußten zur Mitarbeit herangezogen werden, nach Ortega die damals allein mögliche Lösung. Da die asiatischen Provinzen „hinfällige Rassen" waren, in „archaische Zivilisationen eingeschnürt", habe Cäsar sich den jungen Völkern zugewandt und beschlossen, die „barbarischen Nationen" zu formen, d. h. sie zu romanisieren. Dabei habe er erkannt, daß

*) Die wörtlichen Zitate sind von dem Unterzeichneten aus dem Spanischen ins Deutsche übersetzt.

EHRENTAFEL

Die Schule plant, in einem Ehrenmale aller ehemaligen Christianeer zu gedenken, die im II. Weltkriege ihr Leben für uns hingegeben haben. Wohl haben wir manche Mitteilungen aus dem Kreise ihrer Angehörigen erhalten. Allein, es stehen noch immer Meldungen aus. Deshalb wiederholen wir unsere Bitte, uns zu benachrichtigen über:

Namen, Vornamen, Ort und Datum des Verlustes.

Dr. Walther Gabe

Hamburg-Nienstedten, Humannstraße 16

in absehbarer Zeit die Völker des Westens Rom gefährlicher werden würden als die Nationen Asiens. Cäsar hat eingesehen, daß es nur e i n Mittel gab, den Folgen der früheren Eroberungen auszuweichen, nämlich sie fortzusetzen. Darum mußte sein Plan dem der Konservativen völlig entgegengesetzt sein, die den Wirrwarr des römischen politischen Lebens aus einer übermäßigen Ausdehnung erklärten und jede neue Eroberung für ein Verbrechen am Staat ansahen.

„Aber außerdem ist es nicht ein Universalreich schlechthin, das Cäsar sich vornimmt, seine Absicht geht tiefer. Er will ein Imperium Romanum, das nicht von Rom aus lebt, sondern von der Peripherie, von den Provinzen, und das schließt die absolute Überwindung des Stadtstaates ein. Ihm schwebt ein Staat vor, in dem die verschiedenartigsten Völker zusammen arbeiten, mit dem sich alle solidarisch fühlen sollen. Nicht ein Zentrum, das befiehlt, und eine Peripherie, die gehorcht, sondern ein riesiger sozialer Körper, in dem jedes Element gleichzeitig passiver und aktiver Untertan des Staates sein soll. So ist der moderne Staat gebildet, und das war die beispiellose Vorwegnahme durch den genial-futuristischen C. J. Cäsar." Außer der „genialen Intuition", daß Gallien und der übrige Westen erobert werden mußten, und den hierzu erforderlichen militärischen Maßnahmen, unterstreicht Ortega besonders, daß Cäsar wie ein moderner Politiker einen gemeinsamen Staatsplan ersonnen habe, dem alle Provinzen spontan zustimmen konnten, ohne Rücksicht auf Blutsunterschiede. Cäsar hatte also erkannt, daß man an die verschiedenen Gruppen im römischen Imperium einen anfeuernden Plan herantragen müßte, um sich ihrer tatkräftigen Mitarbeit zu versichern, daß der Staat vor allem anderen ein Tätigkeits- und gemeinsames Arbeitsprogramm ist, und daß darum „Befehlen" in erster Linie bedeutet, daß man den Leuten etwas zu tun gibt und „ihre Extravaganz eindämmt". Nur um eine lebendige Verbindung zwischen Rom und den Provinzen herzustellen und damit der Urbs neue Energien zuzuführen, wandte Cäsar sich an die Provinzen: „He, ihr Provinzen, ihr müßt unbedingt aufhören, provinzlerisch zu sein. Die Stunde ist jetzt da, in der ihr eure unberührten Impulse zu mobilisieren habt. Der Staat wird aus e u c h wiedergeboren werden, oder er wird n i c h t wiedergeboren werden. Auf, Provinzen!" Ganz klar habe Cäsar erkannt, daß nichts die freie Spontaneität in der Gesellschaft wirksamer hervorgerufen hätte als die tatsächliche Einräumung gewisser bürgerlicher Rechte, die den Provinzen das Bewußtsein gegeben hätten, selbst an der Staatslenkung beteiligt zu sein.

Diese Überlegungen, besonders aber die Eroberung Galliens, nennt Ortega „zu fein, zu kompliziert und weitgreifend", als daß sie in den Köpfen der alten römischen Aristokratie Eingang finden konnte, die in ihrer „res publica-Idee" begrenzt waren, d. h. „Senat, Tribunen, Wahlen unter persönlicher Anwesenheit". Griechen und Römer, die sich die über das weiträumige Land triumphierende Stadt vorstellen konnten, sind nach Ortegas Meinung in ihrem politischen Denken, das zur Errichtung einer fest gefügten staatlichen Einheit führen sollte, nicht über die Mauern der Stadt hinausgekommen, selbst dann nicht, als jemand ihren Sinn von diesem starren Stadtstaatgedanken befreien wollte. „Das beschränkte Vorstellungsvermögen des Römers, dargestellt durch Brutus, nahm es auf sich, Cäsar, die größte Vorstellungskraft der Antike, zu ermorden." Keinem anderen antiken Geist gelang es, noch einmal Cäsars Idee zu „sehen", am wenigsten seinem Erben, dem klugen Augustus, der sich sogleich innerhalb der Grenzen der römischen Seele einrichtete.

Ortega weist an anderer Stelle — mit einem Blick auf die spätere Entwicklung des römischen Reiches — auf den Abstand hin, der Cäsars Gedanken von denen der alma Roma jener Zeit trennte und ihm einen unwahrscheinlich sicheren Blick für die das Imperium bedrückenden Sorgen ermöglichte. Cäsar habe eine Reihe von Taten vollbracht, die es bis dahin nicht gegeben hatte, u. a. sprach er nur Rom absolutes Befehlsrecht in der Welt zu und erklärte auch das Recht in Rom zu befehlen zum Vorrecht eines einzigen Individuums. „Das kostete ihn das Leben, aber eine Generation später fühlte die römische Gesellschaft als solche die Notwendigkeit, daß einer das wieder täte, was C. J. Cäsar getan hatte; auf diese Weise wurde die Lücke, die jener Mann mit seinem überaus

persönlichen Profil gelassen hatte, objektiviert, entpersönlicht in einem Regierungsamt, und das Wort „Cäsar", Name einer individuellen Mission, bezeichnete schließlich eine kollektive Notwendigkeit."
Cäsars Existenz wurde noch 5 Jahrhunderte in Rom als notwendig empfunden, aber durch einen höchst seltsamen Zufall ergab es sich, daß keiner der vielen Cäsaren, die folgten, auch nur die entfernte Ähnlichkeit mit Cäsar hatte: „Viele nahmen den Raum ‚Cäsar' ein, aber niemand war es."

Konrad Lucca, Abitur 1942

KLASSENREISEN

Das Wanderlied nimmt bekanntlich einen breiten Raum in unserem Volksliederschatz ein. Kein Wunder; denn es ist schlechthin Lyrik der Jugend als Ausdruck einer natürlichen Erlebensform, die von jedem gesund empfindenden jungen Menschen mit ganzem Herzen bejaht wird.
Dieses Lebensgefühl darf nicht verkümmern, sondern verdient ernsthafte Förderung und Pflege. Wie sah es aber damit in der Vergangenheit, beispielsweise nach dem ersten Weltkriege aus? Es blieb doch vornehmlich der in weiten Kreisen noch geringschätzig angesehenen bündischen Jugend vorbehalten, den Wandertrieb und die Naturliebe der Jugend zu befriedigen. Die Schule dagegen stand als berufene Bildungsstätte dem Gedanken der Wanderfahrten im großen und ganzen noch fremd gegenüber, bis sich im Laufe der Zeit immer mehr die wertvolle Erkenntnis von den erzieherischen Werten des Klassenwanderns und der Heimaufenthalte Bahn brach.

Gerade die Erfahrung der Wanderfahrten hat es gelehrt, daß dieser oder jener junge Großstadtmensch erst durch die unmittelbare Berührung mit der Natur ein echtes Verhältnis zu ihr gewinnt. Daß dieses nicht nur eine rein passive Note trägt, ergibt sich von selbst; denn die bereiste Landschaft bietet sich mit offenen Augen Wandernden als anregende und vielseitige Lehrmeisterin an, sie liefert je nach Wunsch und Veranlagung der Teilnehmer unzählige Ansatzpunkte für kulturgeschichtliche, geographisch-geologische und biologische Studien, nicht zu vergessen die mannigfache Gelegenheit zu Sport und Spiel.

Ebenso wichtig, wenn nicht noch bedeutsamer ist der Gewinn, den eine Klassenreise durch das Gemeinschaftserlebnis vermittelt. Aus dem zwangsläufigen Miteinander wird ein Zueinander, ergeben sich unschätzbare Möglichkeiten gegenseitigen Kennenlernens und Verstehens, mag es sich dabei um das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler oder um die Beziehung der Klassenkameraden untereinander handeln. Über allem steht ja als Hauptanliegen das Ziel, die Klasse zu einer echten Gemeinschaft zusammenwachsen zu lassen. Welche Charaktereigenschaften werden dabei in dieser mobilisiert! Ich nenne nur Hilfsbereitschaft, Anpassungsfähigkeit, Wahrheitsliebe und Ordnungssinn. Auch das Christianeum hat sich all diese Erkenntnisse zu eigen gemacht. Wurde es doch schon unmittelbar nach Gründung des Hamburger Jugendferienheims Puan Klent eine stehende Einrichtung, daß alljährlich die Obertertianer und Unterprimaner mit ihren Lehrern 2 oder 3 Wochen auf Sylt weilten. Im Jahre 1937 unternahmen es sodann einige fortschrittlich gesinnte Lehrkräfte, unseren Jungen auch andere Gebiete durch Klassenreisen zu erschließen. Seit dieser Zeit ging, abgesehen von den Kriegsjahren und den Hungerjahren nach dem Zusammenbruch, in jedem Sommer eine Reihe von Klassen auf Fahrt, die einen mit einem Aufenthalt in einem Standquartier, die anderen als Wandersleute. Dabei gilt nun seit einigen Jahren folgende Regelung zur Vermeidung von fortlaufenden Störungen des Schulbetriebes: Alle geplanten Reisen müssen innerhalb eines von der Konferenz festgesetzten Zeitraumes von etwa 2 Wochen ablaufen.
Während der Rückblick also im Zeichen einer durchaus erfreulichen Bilanz steht, so ist der Ausblick in die Zukunft leider nicht ungetrübt. Der weiteren Durchführung von Klassenreisen droht ernstliche Gefahr. Wir haben wie viele andere Kollegien den einmütigen Beschluß gefaßt, im nächsten Jahre nur dann Reisen zu unternehmen, wenn diese von der Schulbehörde als Dienstreisen anerkannt und als solche behandelt werden. Ich zitiere in diesem Zusammen-

hange einen Satz aus dem Rundschreiben, das Herr Oberstudiendirektor Helbig als Vorsitzender der Hamburger Landesgruppe des Deutschen Philologenverbandes kürzlich herausgegeben hat: „Wir begeben uns mit der Ermächtigung unseres Vorgesetzten an einen außerhalb der Gemeindegrenzen unseres dienstlichen Wohnsitzes gelegenen Ort, und der Zweck kann auf andere Weise nicht erreicht werden."
Es lassen sich also vorderhand keine Planungen für das kommende Schuljahr vornehmen, wir wünschen und hoffen jedoch, daß man sich höheren Ortes unserer berechtigten Forderung auf Kostenerstattung nicht verschließt. Kier

„HUMMEL — HUMMEL" IN PARIS

Das hatten wir nicht erwartet: In Paris, auf der Place de la Concorde, unser Hamburger Losungswort zu hören. Der freundliche junge Mann rief es noch einmal, und da Harald schwieg, gab ich ihm die erwartete Antwort. Aber zunächst will ich erzählen, wie wir nach Paris kamen:
Am zweiten Tage unserer diesjährigen Sommerferien wurden Harald und ich von einem Laster bis Düsseldorf mitgenommen. Unsere Räder hatten wir per Bahn vorausgeschickt. Wir nahmen sie leicht beschädigt in Empfang und fuhren am Rhein, der Mosel und der Saar entlang bis Merzig, wo Bekannte uns sehr gastlich aufnahmen. Hinter Freudenstadt passierten wir die „Grenze" zwischen Deutschland und der Saar: Auf der deutschen Seite ein griesgrämiger Zöllner, auf der saarländischen Saarpolizei und zwei Franzosen, die die deutsche Wurst lobten. An der Grenze nach Lothringen, 5 km hinter Saarbrücken, wurden wir nicht mehr kontrolliert. Als wir abends hinter St. Avold zelteten, wurde Harald, der eine Weile allein war, von einem französischen Wildschwein begrüßt. Es schien es aber recht eilig zu haben, denn es drehte sich bereits nach einigen Sekunden um und ließ den enttäuschten Harald allein zurück.
Als wir am anderen Morgen ziemlich aufgeregt einkauften, konnten wir uns ganz gut verständlich machen. Wir wurden öfters für Engländer gehalten, wenn wir aber den Irrtum geklärt hatten, redeten die Kaufleute meistens deutsch mit uns. Als wir in Metz umherirrten, fragte uns ein Arbeiter auf deutsch, was wir suchten und zeigte uns den Weg zur Kathedrale. Wir fielen wegen unserer starken deutschen Fahrräder überall auf. Auch scheint man in Frankreich nur zu trampen.
Am dritten Abend beschlossen wir nicht zu zelten, sondern in der Jugendherberge von Chalons zu übernachten. Wir brauchten nicht einmal nach ihr zu fragen, die Vorübergehenden riefen uns den Weg von selbst zu, als sie unsere Rucksäcke sahen. Die Herberge war eine Steinbaracke mit zwei Schlafräumen und einer Selbstkocherküche. Einen Herbergsvater gab es nicht. Gegen 7 Uhr kam ein Jüngling, begrüßte uns mit Handschlag, kassierte von jedem von uns 60 fr. (damals 75 Pfg.), wünschte uns eine gute Nacht und ging. Zum Schlafen sollten wir allerdings noch nicht so schnell kommen, denn auf dem Fensterbrett erschienen einige Kinder, die uns ausfragten und von sich selbst, besonders von ihrer Schule, erzählten.

Die traditionelle Zusammenkunft findet wiederum statt im **Haus „Hochkamp"** (neben dem S-Bahnhof Hochkamp) am Montag, dem 29. Dezember 1952. Beginn 20 Uhr.
Ehemalige, bringt Eure Klassenkameraden zu diesem Abend mit!

Der Vorstand der Vereinigung
ehemaliger Christianeer

Am anderen Tag fuhren wir bis kurz vor Paris und zelteten in einem Vorstadtgehölz. Am anderen Morgen sahen wir, daß wir Nachbarn bekommen hatten, es waren zwei belgische Ehepaare, die in einem PKW mit Anhänger gekommen waren. Sie riefen uns „Gluckliche Reiße!" nach.
An einem Sonntagmorgen fuhren wir in Paris ein. Ein Polizist sagte uns, die Jugendherberge sei auf dem Montmartre, in der Rue Victor Massé. Vor dem Invalidendom blieben wir eine Weile stehen und staunten. Als wir dann zum Montmartre hinüberfuhren, wurden wir auf die anfangs erwähnte Weise bewillkommnet.
Auf der Suche nach der Jugendherberge hängten wir uns an drei Bremer Pfadfinder, die wegen ihrer Lederhosen sehr auffielen. Sie zeigten uns die Herberge, in der wir die letzten beiden Betten belegten. Sofort nach der Aufnahme wurden wir vor die Tür gesetzt, denn von eins bis sieben war die heure du berger. Dafür wurde nachts erst um halb eins geschlossen.
An diesem Nachmittag gingen wir zum Arc de Triomphe und stiegen in den ersten Stock des Eiffelturms. Nachher schlenderten wir an der Seine entlang. Glücklicherweise hatten wir herrliches Wetter. Abends in der Herberge trafen wir Angehörige der verschiedensten Nationen, sogar zwei Mädchen aus Neuseeland, hatten aber leider kaum etwas mit ihnen zu tun. Jeder grüßte auf französisch, englisch oder deutsch und ging dann seiner Wege. Wir schliefen zu sechs in einem kleinen, sehr sauberen Zimmer im zweiten Stock.
Es folgten drei herrliche, unvergeßliche Tage, an denen wir versuchten, Paris einigermaßen kennenzulernen. Wir waren im Louvre, bewunderten Notre Dame, besuchten die Kirchen Ste. Madeleine, St. Eustache und Sacré Cœur, den Invalidendom, sahen die Champs Elysées hinauf, wenn hinter dem Arc de Triomphe die Sonne unterging, fuhren nach Versailles und wanderten immer wieder die Seine entlang. Schließlich aber mußten wir die Herberge verlassen, weil angemeldete Gäste am Abend kommen sollten. Wir packten gegen sechs Uhr abends blutenden Herzens unsere Sachen und fuhren zu der Wäscherei, bei der ich einige Hemden hatte waschen lassen. Ich holte sie ab und bat die Leute um ein Stück Strick. Wir banden damit meinen Rucksack fest und wollten gerade abfahren, als die Tochter „Attendez, attendez" hinter uns herrief. Sie lief noch einmal in den Laden und holte einen Riemen, mit dem wir den Rucksack endgültig bändigten. Vater, Mutter und Tochter standen vor dem Laden und winkten, bis wir in die Rue Pigalle einbogen.

In dieser Nacht zelteten wir in einem uneingezäunten Garten außerhalb der Stadt. Am anderen Tage fuhren wir nach Orléans, besuchten das Denkmal der Jeanne d'Arc und die Kathedrale und fuhren abends noch eine Zeitlang an der Loire entlang. Ein Italiener holte uns ein und unterhielt sich mit uns über Jeanne d'Arc. Plötzlich wurden wir auf deutsch von einem Motorradfahrer angerufen. Er war selbst Deutscher und hatte uns an unseren Rädern als Landsleute erkannt. Er zeigte uns einen herrlichen Zeltplatz an der Loire und kam etwas später nach, um sich mit uns zu unterhalten. Im Halbdunkel machte er noch eine Reparatur an meinem Rad, er hatte zufällig das geeignete Werkzeug bei sich. Er wollte im Herbst nach Hamburg kommen und uns besuchen, ist bis jetzt aber noch nicht erschienen.

Über den Rückweg ist nicht viel zu berichten. Wir fuhren in drei Tagen bei gutem Wetter über Sens und Troyes nach Toul. Zwischen Toul und Nancy trafen wir am Morgen des vierten Tages einen Hamburger Fernfahrer, der zwischen Toul und Straßburg fuhr und im Augenblick gerade eine Panne beseitigte. Er nahm uns mitsamt unseren Rädern bis Straßburg mit. In den Vogesen waren die Straßen so steil und kurvenreich, daß er teilweise nur im Schritt fahren konnte. Wir kamen um fünf Uhr in Straßburg an und mußten uns leider sofort von unserem Fahrer verabschieden. Nach Besichtigung des Münsters bestiegen wir den Turm. Zusammen mit einem französischen Ehepaar blieb ich etwas zu lange auf dem höchsten Rundgang. Als wir hinabstiegen, war die Tür zur nächst unteren Plattform verschlossen. Auf mein Rütteln hin erschien ein Wächter und sah mich wie einen Raubmörder an. Ich mußte ihm zu seinem Kollegen folgen und ein Verhör über mich ergehen lassen, wie ich hinauf gekommen sei und was ich dort suchte. Man schien mich für einen steck-

brieflich gesuchten Verbrecher zu halten, denn mein Häscher berührte mich an meinem allerdings recht schmutzigem Hemd und murmelte etwas von einer täuschenden Ähnlichkeit. Erst als der erschrockene Harald bezeugte, daß er mein Kamerad sei, entschuldigten sie sich bei ihm und ließen mich mit höchst erstaunten Seitenblicken frei.
Ziemlich erschöpft stiegen wir zu unseren Rädern hinab und fuhren nach Kehl. Nach den üblichen Formalitäten passierten wir die Grenze.
Soviel Herrliches konnten wir sehen, an so viel Schönem mußten wir vorübereilen. Mit einer so unerwarteten Liebenswürdigkeit wurden wir aufgenommen und geleitet: Gründe genug, um sobald wir können, wieder über die Grenze nach Westen zu wandern.

Franz Pfeffer, 12g2

SCHULHUMOR

Dionysius cum pila luderet — studiose enim id factitabat . . .
„Als Dionysius Ball spielte — denn das hatte er als Student gern getan."
Cicero, Tuscul.

Perventum inde ad frequentem cultoribus alium populum
„Man kam dann zu einem Volk von zahlreichen Zwiebelbauern."
Livius XXI. 34.

Labienus milites cohortatus dat signum proelii:
„Labienus, der Korhortensoldat, gab das Zeichen zum Kampf."
Consolatus rogat
„Er bat den Konsul."
Caesar diem colloquio constituit
„Cäsar beschloß den Tag mit einer Unterredung."
Hannibal omnium longe princeps erat
„Hannibal war von allen der längste Prinz."
Membra ventrem fame domare voluerunt
„Die Glieder wollten den Magen durch eine Sage bändigen."

FAMILIEN-NACHRICHTEN

Verstorben:

Paul Wilhelm Munk (geb. 15. 5. 1912, Abitur 1929) ist laut jüngst seinem Vater zugestellter amtlicher Nachricht am 27. Juni 1944 in Weiß-Rußland als Führer einer Batterie gefallen. Er galt bislang seit dem 28. Juni 1944 als vermißt. Sein Sohn ist auf der Flucht umgekommen.

Dr. Ing. Franz Waechter, Bergassessor a. D., (Abitur 1903), verstarb am 2. November 1952 in Nachrodt (Westfalen), Hellbecker Weg 50.

Der Verstorbene war Generaldirektor der saarländischen Grubenverwaltung. Er hat es in den zehn Jahren seines Wirkens verstanden, die Saargruben, die vollständig abgewirtschaftet waren, wieder auf eine gesunde Basis zu stellen.
Der Verstorbene war nicht nur ein tüchtiger Ingenieur mit großen Fachkenntnissen im Bergbau, sondern auch ein außerordentlich tüchtiger Verwaltungsbeamter.
Wenn er auch die Arbeiterfragen nicht persönlich bearbeitete, so hatte er doch für seine Mitarbeiter stets ein offenes Herz. Die Hälfte seiner Tätigkeit fiel leider in die Kriegszeit, wodurch seine aufbauende Arbeit außerordentlich gelitten hat. Trotzdem können wir sagen, daß, wenn heute die Gruben ganz anders dastehen als er sie im Jahre 1935 übernommen hatte, das zum größten Teil ein Verdienst von Franz Waechter ist. Daß andere die Früchte seiner Arbeit ernten, ist höchst bedauerlich. Deshalb hat man auch in den separatistischen Saar-Zeitungen seiner nicht einmal gedacht. Aber die Zeit wird ihm die Anerkennung bringen, die er sich durch seine ruhige und stete Arbeit erworben hat.

Verheiratet:
Dr. Gerhard Reichel mit Ilse, geb. Robert-Bode
Hamburg, Lehmweg 26, im August 1952.

Geboren:
Sohn WOLFGANG am 20. Juli 1952
Hubertus Korndörfer (Abit. 1938) und Frau Ruth, geb. Kanisch.

Sein erstes theologisches Examen bestand in Kiel Karl-Theodor Wohlenberg (Abitur 1939), jetzt Vikar in Dänischerhagen b. Kiel, Pastorat.

DIE EHEMALIGEN AUF GROSSER FAHRT

Die Vereinigung ehemaliger Christianeer trat Anfang Juli ihre traditionelle Barkassenfahrt an. Rund 140 ihrer Angehörigen und Angehörige-Angehörigen verteilten sich auf die Sonnenseiten des Schiffes (es hieß „Mozart" oder „Lortzing") und tuckerten bei Musik, herrlichem Wetter und großem Durst die Unterelbe hinab.
Unser Ziel hieß Glückstadt.

Die Gesprächspausen an Bord benutzten wir zu gemeinsamer Betrachtung der Segelboote. Sie strichen in großer Zahl an uns vorüber; und hüben wie drüben herrschte eitel Wonne, wenn man sich ein zünftiges „Ahoi" zujubelte. Ein imponierendes Schauspiel. Schon auf der Höhe von Oevelgönne beeindruckte uns ein solo-segelnder junger Mann besonders. Sein Schiff kippte in unserem Kielwaser allmählich um, und er mußte gemach auf den Kiel des Bootes klettern. Wie weiland Kapitän Carlsson trieb er mutterseelenallein durch die Fluten, bis eine Barkasse sich seiner erbarmte. Auch im Glückstädter Hafen weideten wir unsere Augen an wohlgeformten H-Jollen. Zwei davon saßen fest, und die Segelkundigen auf unserem Schiff sparten nicht mit guten Ratschlägen.

Freunde, was ist aus uns geworden! Ich habe euch zum Teil gar nicht wiedererkannt. Als ich mich auf dem Heck des Schiffes sonnte, sprach mich ein menjoubärtiger Herr mit so lauter Stimme an, daß ich sie wie einen sehr freundschaftlich-heftigen Schlag auf die Schultern empfand. Während er mir versicherte, er habe sich inwischen zum „Koofmich" entwickelt, überlegte ich fieberhaft, wer er sei. Es fiel mir schließlich ein: vor einem Zehnteljahrhundert ließen wir uns gemeinsam kinderlandverschicken. Das waren Zeiten, wie? „Du bist auch nicht dicker geworden", sagte er. Ihm selbst gehe es achgottmußja.

„Was ist denn das für ein Verein?" fragten sich die Glückstädter, als wir in ihrem Hafen anlegten. Die Ahnungslosen! Als wenn wir ein Verein wären. Wir sind eine Vereinigung.

In Glückstadt gab es zwei Stunden Landgang.
Die Stadt hatte geflaggt. Blauweißrot hingen unzählige Fahnen und Wimpel über den Straßen. Festlich sah es aus. Unser Vorstand sorgt aber auch für alles, dachten wir, bis man uns darauf hinwies, die Glückstädter träfen sich an diesem Wochenende zu Vogelschießen und Kindergrün.
Über Glückstadt kann man Bücher schreiben. Ich habe das vor einigen Monaten gemerkt, als ich mit Historikern dort zwei oder drei Tage verbrachte. Soviel Geschichte auf einmal ist mir noch nie begegnet.
Diesmal ging ich ihr aus dem Wege und konzentrierte mich mit anderen auf die Suche nach einer Stätte, wo es keine Tradition, sondern Fruchteis gab.
Indessen mangelte es nicht an ehemaligen Christianeern, die Ausschau nach Sehenswertem hielten. Ein ortsansässiger Freund unserer Schule half ihnen und zeigte, was sie suchten. Das war nett.

Auf der Rückfahrt geriet ich zufällig in eine Reihe von Bekannten, die unten in der Kajüte saßen. Sie tranken Aquavit und Bier und belegten ihre Allgemeinbildung mit Zitaten aus dem „Faust" und „Wilhelm Tell". Dann begannen sie

zu singen. Der Musikus mit seinem Akkordeon gesellte sich hinzu und spielte „Nimm mich mit, Kapitän". Die Stewardeß stürmte von Tisch zu Tisch, um nachzuschenken. Dies erwies sich als immer notwendiger, weil einige Gäste ein bestimmtes Akkord-Verfahren entwickelt hatten.
Als ich nach oben stieg, schien der Mond. Auf dem Heck saß ein Pärchen. Sie sprachen davon, wie sehr doch das Elbufer vor dem Abendwind schütze. Ich brauchte noch einige Details für meinen Bericht und erklomm das Oberdeck. Hier saßen die älteren Herrschaften und erwarteten gelassen das Ende der Fahrt. Einigen trat ich auf die Füße; dafür bitte ich hier um Generalpardon. Aber es war wohl auch ein wenig zu eng.

Niemandem bot sich auf der ganzen Reise Gelegenheit, eine Rede zu halten. Im Ernst: das hat mich bekümmert. Hundert Worte hätten gereicht, um auszudrücken: Kinder, ist das nicht großartig, nun fahren wir alten Christianeer schon wieder einmal gemeinsam durch die norddeutsche Tiefebene; vielen Dank dafür, liebe Vorstandsmitglieder! Wohin geht es im nächsten Jahr?

Jürgen Rusche

VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER

Ehemalige!

Die traditionelle Zusammenkunft findet wiederum statt im **Haus „Hochkamp"** (neben dem S-Bahnhof Hochkamp) am Montag, dem 29. Dezember 1952. Beginn 20 Uhr.
Verabredet Euch mit Euren Klassenkameraden und bringt sie zu unserem Abend mit.

AUS DEM KOLLEGIUM

KONGRESS IN MARBURG

In der Zeit vom 4. bis 7. Juni trafen sich in Marburg Altertumsforscher und Altphilologen von Universität und Schule zu einer gemeinsamen Tagung. Die Mommsen-Gesellschaft, die Vereinigung der Forscher, und der deutsche Altphilologenverband, die zusammen eingeladen hatten, konnten über 400 Mitglieder begrüßen, die zu der ersten deutschen Veranstaltung dieser Art nach dem Kriege erschienen waren; auch aus der russisch besetzten Zone war eine Reihe von Universitätslehrern anwesend. Einige Gäste aus dem Ausland schließlich dürfen vielleicht als Beweis dafür dienen, daß dem Treffen doch allgemeine und über Deutschland hinausgehende Bedeutung beigelegt wurde.

Die Zeit war mit Vorträgen, Ausschußsitzungen und gesellschaftlichen Veranstaltungen so reichlich ausgefüllt, daß der gewissenhafte Teilnehmer nur verstohlen einen Blick auf die vielen Sehenswürdigkeiten Marburgs werfen konnte. Die Zahl der Redner, die in der begreiflichen Begeisterung für ihr Thema fast alle die ihnen gewährte Redezeit noch überschritten, war in der Tat zu groß — weniger wäre mehr gewesen, was man im Hinblick auf künftige Tagungen den Veranstaltern zurufen muß. Denn der Wert solcher Kongresse liegt doch vor

allem in der persönlichen Begegnung und Aussprache mit Menschen, die auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und der Schulpraxis um die Welt der Antike bemüht sind. Damit soll die Bedeutung der Vorträge, die von namhaften Gelehrten und führenden Methodikern der Schule gehalten wurden, nicht unterschätzt werden. Prof. Latte - Göttingen, um nur diesen Vertreter der Wissenschaft zu nennen, hat mit seinem geistvollen Vortrag über Vergil sicherlich jeden Hörer bereichert, und die Worte des bedeutenden Schulmannes Max Krüger - Berlin klangen noch auf der Rückfahrt in lebhaft geführten Diskussionen kleinerer Gruppen nach.

Ob das Ziel der Tagung, die Zusammenarbeit zwischen Universität und Schule zu beleben, ja, man möchte sagen wiederherzustellen, in dem Sinne erreicht worden ist, daß schon in naher Zukunft die Schule nur angemessen vorgebildete Studenten und die Universität nur sinnvoll geschulte Lehrer entläßt, darf wohl noch bezweifelt werden. Daß die Notwendigkeit der Zusammenarbeit von beiden Seiten wieder klar erkannt und gefordert wird, ist an sich aber schon ein Positivum von Rang, für dessen Verwirklichung alle Verantwortlichen ihre Kraft einsetzen müssen. Hansen

TAGUNG IN WALSRODE

Zu einem altsprachlichen Förderlehrgang vom 23.—25. September d. J. war mit ihrem Direktor, Herrn Dr. Lange, eine Reihe von Kollegen des Christaneums der Einladung der klassisch-philologischen Gesellschaft nach Walsrode gefolgt. Drei von Vorträgen, Interpretationen und Diskussionen übervolle Tage gaben wertvolle Anregungen für die Vertiefung des Unterrichts und seine Methode. Daneben ergab sich reicher Gewinn für alle Teilnehmer aus der persönlichen Fühlungnahme und dem damit verbundenen fruchtbaren Gedankenaustausch. Eine besondere Note erhielt die Tagung durch die Teilnahme von Herren der Universität Hamburg. Hier reichten sich Universität und Schule die Hand zu gemeinsamer Arbeit für unsere Jugend. Die glücklichen äußeren Tagungsbedingungen, die vorzüglichen Quartiere, insonderheit die vorbildliche Gastfreundschaft der Walsroder — sie ließen die schlechte Laune des Wettergottes vergessen und trugen dazu bei, diese in jeder Weise gelungenen Tage als eine Bereicherung des Lebens und eine Erhöhung der Berufsfreudigkeit in der Arbeit eines jeden Teilnehmers sich auswirken zu lassen. Dafür sei auch an dieser Stelle der Klassisch-philologischen Gesellschaft, insbesondere der Hamburger Schulbehörde gedankt, die durch ihre Unterstützung dieses Erlebnis ermöglichte. Schmidt

Studienrat Fahr, der bis Michaelis 1951 unserem Lehrer-Kollegium angehörte, wurde mit der Leitung des Johanneums betraut.
Prof. Dr. Oppermann hielt Vorträge in Volksdorf über Thomas Manns jüngsten Roman „Der Erwählte"; in Hamburg, Bergedorf und Harburg über „Existenzialismus und Humor"; in Walsrode sprach er über „Horaz in Bildung und Unterricht mit Interpretationen".
Ebenda hielt Dr. Schmidt einen Vortrag über „Probleme der Methodik im lateinischen Unterricht".

Dr. Haupt veröffentlichte unter dem Titel „Der Altonaer Sektierer Johann Otto Glüsing und sein Prozeß von 1725/1726" in der Zeitschrift für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte, Bd. 11, 2, eine Untersuchung über den Begründer unserer Lehrerbibliothek. Es ist beabsichtigt, einen Auszug aus dieser umfangreichen Arbeit in einem der nächsten Hefte des Christianeums zu bringen.

Am Donnerstag, dem 29. Januar 1953, spricht der Leitende Regierungsdirektor v. Zerssen über: „Die Schule in der Hamburger Verwaltung".
Am Donnerstag, dem 26. Februar 1953, spricht Professor Dr. Oppermann über: „Antike und Existenzialismus".
Die Vorträge finden statt in der Aula des Christianeums.

VEREIN DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS E.V.

Einige Mitgliedsbeiträge stehen noch aus; benutzen Sie bitte eine der Einzahlungsmöglichkeiten:

1. Postscheckkonto Hamburg Nr. 402 80,
2. Neue Sparcasse von 1864 in Hamburg, Konto Nr. 42/212,
3. nur bar: Hausmeister des Christianeums.

Spenden an den Verein der Freunde des Christianeums sind nach Freistellungsbescheid des Finanzamtes für Körperschaften Hamburg St. Nr. 206/1554 im Rahmen des gesetzlich zugelassenen Höchstbetrages abzugsfähig bei Einkommen- und Lohnsteuer. Der Verein stellt für jede Spende von mindestens 10,— DM unaufgefordert einen sog. Spendenschein aus.

Das Winterfest des Christianeums am 8. 11. 52 hatte über 100 Besucher mehr als das des Vorjahres. Es brachte reichlich 2100,— DM für das Christianeum; außerdem beschloß der Vorstand, aus den Mitgliedsbeiträgen 500,— DM für Zwecke des Christianeums auszugeben. Genaue Zahlen und den Verwendungszweck wird das nächste Christianeumsheft bringen. Dieses schöne Ergebnis ist mit erzielt worden durch Sonderspenden der Firmen Margarine-Union, British American Tobacco Company, Conz-Elektrizitäts-Gesellschaft, Elbschloßbrauerei sowie der Herren Onken (Elbschloßbrauerei-Ausschank), Dir. Sempell, Dir. Philipp Reemtsma, Dir. H. Mohr, Fr. Fahning, Dr. Raabe und Dir. Kempf. Ein schöner Brauch scheint sich außerdem anzubahnen: Ehemalige Schüler und Freunde ermöglichen durch Spenden einem wenig bemittelten Schüler den Besuch des Festes.

Dr. N. W. Nissen, Hamburg-Altona, Lisztstr. 45 II., Tel. 42 91 24.

INHALT

Aus dem Leben der Schule . . . . . Seite 3

Professor Holst zum 90., Oberstudiendirektor Dr. Lau zum 70. Geburtstage . . . . . „ 4

Zur Chronik unserer Schulbühne . . . . . „ 5

„Die Lupe" unter der Lupe . . . . . „ 9

Friedrich Peters-Weber . . . . . „ 11

Caesar im Unterricht . . . . . „ 14

José Ortega y Gasset: Gedanken über den Staatsmann C. J. Cäsar . . . . . „ 16

Klassenreisen . . . . . „ 19

‚Hummel-Hummel" in Paris . . . . . „ 20

Schulhumor . . . . . „ 22

Familien-Nachrichten . . . . . „ 22

Die Ehemaligen auf großer Fahrt . . . . . „ 23

Aus dem Kollegium . . . . . „ 24

Verein der Freunde des Christianeums . . . . . „ 26

Schriftleiter: Dr. R. Schmidt, Hamburg-Altona, Philosophenweg 8.
Druck von Kahl & Domms, Hamburg-Altona, Clausstraße 6